A 947.43.06 Goertz

Verschleppt

Erlebnisse während der Bolschewikenzeit

Erzählt von L. Görtz-Wenden
u. E. Bergmann-Smilten

Verlag von G. Löffler, Riga.

A 947.43.06

Verschleppt!

Verſchleppt!

Erlebniſſe während der Bolſchewikenzeit

Erzählt

von

Goertz, L.

L. Goertz-Wenden und E. Bergmann-Smilten

Zur Verbreitung im Gebiet des Oberbefehlshabers Oſt und zur Ausfuhr zugelaſſen. Buchprüfungsamt Ob. Oſt

Verlag von G. Löffler, Riga
1918

Katalogs

LATVIJAS PSR ZINĀTŅU AKADEMIJA * FUNDAMENTĀLĀ BIBLIOTĒKA * dib. 1524

M- 1140-2-90

Gedruckt in der Müllerschen Buchdruckerei in Riga.

ZA FB s 43.081

ZA FB s 7A91

Zwei Monate in russischer Gefangenschaft

Schicksale verschleppter Balten

Mit 3 Abbildungen und einer Karte

Von

L. Goertz

Meinen Schicksalsgenossen

gewidmet

Vorbemerkung.

Wenn ich die Geschichte unserer Verschleppung so spät erst veröffentliche, so geschieht das aus folgenden Gründen.

Bevor wir nach Moskau kamen, teilten unsere Begleiter und Schützer, die Mandataren der schwedischen Gesandtschaft, uns mit, wir sollten Tagebücher, Notizen und alle über unsere Erlebnisse gemachten Aufzeichnungen in Moskau bei der schwedischen Vertretung lassen, da an der Grenze von den Bolschewiken nach Dokumenten gesucht worden sei. Es könnten, falls sich bei uns Aufzeichnungen fänden, Weiterungen für unsere Gemeinschaft entstehen. Infolgedessen übergab ich meine Reisechronik, die ich auf der Fahrt meinen Schicksalsgenossen vorgelesen und nach ihren Angaben verbessert und vervollständigt hatte, den Moskauer Herren. Man versprach, sie mir durch einen Boten gelegentlich zu schicken, ich habe sie aber bisher nicht erhalten, mußte daher alles noch einmal schreiben. Nach der Heimkehr gab es aber so viel zu tun, daß meine Arbeit nur langsam gefördert wurde. Nachdem ich die Chronik abermals niedergeschrieben hatte, habe ich sie meinen Reisegefährten, so viel ich ihrer in Wenden habhaft werden konnte, vorgelesen, es war aber nur eine kleine Anzahl da, weil die Mehrzahl unserer Verschleppten nicht in Wenden lebt. Zugleich mit meinem Manuskript habe ich auch eine Anzahl Dokumente in Moskau gelassen, die ich abdrucken wollte (Wortlaut der von uns abgesandten Depeschen, erhaltener Schriftstücke, Gruppierung der Wagengesellschaften u. a.). Davon muß ich Abstand nehmen und gebe als Anhang

nur das Namensverzeichnis unserer Gesellschaft und die Zusammenstellung der von uns zurückgelegten Werstzahl. Sollten sich infolge von Gedächtnisfehlern Unrichtigkeiten eingeschlichen haben, so bitte das zu entschuldigen. Ich hielt mich nicht für berechtigt, von der Veröffentlichung unserer Verschleppungsgeschichte, weil nicht mehr aktuell, abzusehen, ist es doch ein Stück Zeitgeschichte, das ich zu schildern versuche. Ich wollte zeigen, was man baltischen Männern und Frauen antat und wie sie ihr Schicksal trugen.

L. Goertz.

Wenden, im Juli 1918.

I. Unter der Herrschaft der Bolschewiken.

Seit dem Beginn des neuen Jahres herrschten in Wenden die Maximalisten oder, wie man sie mit der russischen Bezeichnung nannte, die Bolschewiken.

Im schönsten Hause der Stadt, dem des Herrn v. Vegesack, an der Ecke der Burg- und Reyherstraße, hatte die neue Regierung ihr Lager aufgeschlagen, nachdem am Ende des Vorjahres der Besitzer mit seiner Familie ausgesetzt und das Gebäude zum Nationaleigentum erklärt worden. Von hier aus regierte der „Iskowend", das ausführende Komitee des Wendener Soldaten- und Arbeiterrats. Tagtäglich trafen dort Fuhren mit Waffen und Munition ein, tagtäglich meldeten sich dort neue Freiheitskämpfer als Mitglieder der Roten Garde, tagtäglich zogen von dort aus neu bewaffnete rote Gardisten aus, um Stadt und Land unter ihren Schutz zu nehmen. Aus der Stadtverwaltung wurden die Elemente entfernt, welche mit den Bourgeois auch nur entfernte Aehnlichkeit hatten; der Schwarzarbeiter herrschte. Es mußte wunder nehmen, daß einige alte Beamte auf ihren Posten belassen waren. Von Tag zu Tage zeigten sich mehr rote Gardisten auf der Straße, meist junge Leute (doch gab es auch alte, gewiegte Gauner unter ihnen), kenntlich an der flott aufgesetzten Kopfbedeckung — Radlermütze oder weicher Hut — mit kokett über die Schulter geworfener Büchse. Manche trugen auch noch Uniformen. Es gab aber neben den Helden der neuen Freiheitsära auch Heldinnen, die bereit waren, für hohe Löhne bei geringer Arbeit auf Kosten der begüterten Mitbürger ihre Dienste der neuen Latwija (dem vereinigten Lettland) zu weihen.

Während unter diesen Umständen eine gewisse gespannte Stimmung sich verbreitete und man auf irgend etwas Aufregendes gefaßt sein mußte, kam am Montag, dem 11. Februar, die Schreckensnachricht nach Wenden, daß in der Nacht vom 9. auf den 10. in Dorpat durch lettische Schützen und rote Gardisten Massenverhaftungen stattgefunden hätten, verbunden mit Haussuchungen und Plünderungen in großem Stil. Tag für Tag trafen neue Boten mit ergänzenden Schilderungen ein, die dasselbe von Reval und Fellin erzählten. Die berüchtigte Rechtloserklärung des baltischen Adels wurde bekannt als Bolschewiken verkleidete Studenten brachten die Kunde, wie sie in Dorpat gleich gehetztem Wilde verfolgt worden seien und in abenteuerlichster Weise sich nach Wenden durchgeschlagen hätten. Sie wurden zusammen mit deutschen Kriegsgefangenen, von denen während der letzten Wochen eine große Zahl Wenden passiert hatte, über die Grenze nach Riga befördert, war doch Gefahr im Verzuge: die Deutschen mußten benachrichtigt werden, daß wir uns der schrecklichsten Dinge von seiten der Bolschewiken zu gewärtigen hätten, falls sie nicht baldigst zu Hilfe kämen und uns retteten. In Wenden geschah freilich im Laufe der folgenden Woche bis zum 18. Februar noch nichts Beunruhigendes, aber warum sollten wir verschont bleiben, wo die bolschewistische Strömung immer weiter ging, wo man immer wieder von neuen Landaufteilungen hörte, wo die „Nationalisierung" der Banken schon begonnen hatte, wo die Revision der Safes stündlich zu erwarten war! Man versuchte sich damit zu trösten, daß der Iskowend an der Ausführung seiner radikalen Pläne vom „Iskosol", dem Exekutivkomitee des Soldatenrats der 12. Armee, verhindert worden sei, denn dieser schrak vor den äußersten Maßnahmen noch zurück.

II. Die Katastrophe.

In der Nacht vom 18. auf den 19. Februar schlug auch unsere Schicksalsstunde. . . . Weil es hieß, es würden nachts Sprengungen durch das abziehende Militär stattfinden — die Nachricht vom Nahen der Deutschen tauchte immer wieder auf —, hatte ich mich in Kleidern hingelegt. Gegen 1/25 Uhr morgens wurde an die Tür geklopft, ein mit dem Georgenbande geschmückter Krieger, mit dem Säbel an der Seite, die Flinte über die Schulter gehängt, überbrachte mir einen Zettel von Herrn Gurland, dem Direktor unserer Filiale der Dorpater Bank, ich solle auf Befehl des Iskowend zur Bank kommen, um mein Safe revidieren zu lassen. Dort fand ich Herrn Gurland beschäftigt, solche Zettel wie der eben von mir empfangene an die übrigen Safemieter zu schreiben. Herr Gurland und der Kassierer, Herr Schwanfeldt, waren gegen 3 Uhr morgens aus den Betten geholt worden, um die erwartete Saferevision zu bewerkstelligen. Als ich zur Bank kam, waren außer den genannten beiden Herren nur wenige Personen da, die man zu gleichem Zweck wie mich unter bewaffneter Bedeckung herangeholt hatte. Allmählich füllten sich die Räume, und es begann gegen 5 Uhr morgens die sog. Revision, richtiger gesagt, die Plünderung der Safes. Unvergeßlich wird mir das Bild bleiben, das sich damals meiner Seele einprägte. Bei trüber Beleuchtung — draußen herrscht noch tiefes Dunkel — sitzt im Vorzimmer die heilige Hermandad, bestehend aus bewaffneten Soldaten, teils roten Gardisten, teils lettischen Schützen, auch im großen Geschäftszimmer rekeln sich einige solche Individuen auf den Stühlen herum. In der Mitte des genannten Raumes steht hinter der Tonbank Herr Gurland, vor dieser, Herrn Gurland

gegenüber, befinden sich die Vertreter der neuen weltbeglückenden Theorien, Wasselit, Sillarais, Jaunohsolin, links von diesen der betr. Safemieter. Der Blechkasten wird geöffnet, prüfend legen die sog. Regierungsvertreter Dokumente und Privatpapiere bei Seite. Nur auf Gold, Silber und Edelsteine steht ihr Sinn: sorgfältig wird jeder goldene und silberne Gegenstand auf seine Echtheit geprüft, dann rechts auf die Seite der Tonbank gelegt, wo der alte Held von 1905, Kroders, sie hütet; befriedigt auf den anwachsenden Haufen hinblickend streicht er seinen großen weißen Bart. An den würdigen Mienen dieses Mannes würde ein Physiognomiker zuschanden werden, seine drei jungen Kollegen zeigen freilich in ihren Degenerantenphysiognomien einen charakteristischen Verbrechertypus. Gierig schaut ein hinter der Tonbank sitzender junger Soldat auf die sich anhäufenden Kostbarkeiten, immer befriedigter werden die Mienen ihres Hüters, der wie weiland Fafnir die Bewachung des Schatzes sich angelegen sein läßt. Als man ihn fragt, was denn mit diesen Sachen geschehen solle, tut er den tiefsinnigen Ausspruch: „Wollen wir sehen (увидимъ)." Die Herren schienen übrigens für ihre neue große Aufgabe doch nicht genügend vorbereitet zu sein, denn als ihnen ein viele Tausende von Rubeln wertes Perlenhalsband in die Hände fiel, legten sie es aus Unkenntnis seines hohen Wertes in den Kasten zurück. Ein Verzeichnis der entnommenen Gegenstände wurde angefertigt, von dem betr. Besitzer und Herrn Gurland unterschrieben.

Nachdem nun mehrere Herren, zu denen ich gehörte, auf die geschilderte Weise ihr und der Ihrigen Eigentum in die Hände der Volksvertreter niedergelegt hatten, wurde ihnen erklärt, daß sie in den Iskowend geführt werden sollten; von dort könnten sie bald nach Hause gehen. Wie anders aber gestaltete sich die Lage! Unter bewaffneter Begleitung mar-

schierten wir zum Vegesackschen Hause. Dort mußten wir einem grünen Jüngling, der an einem mit Papieren bedeckten Tisch saß, unsere Namen aufgeben, betraten dann ein großes Zimmer — es war das mir wohl bekannte geräumige Speisezimmer. Was erblickten wir dort? Der Raum war angefüllt mit Herren und Damen aus den gebildeten und besitzenden Kreisen der deutschen und lettischen Gesellschaft Wendens! Immer wieder öffnete sich die Tür, immer wieder kamen neue Personen hinzu. Man erfuhr jetzt mancherlei über die Art der Gefangennahme. In die Häuser waren Strehlneeken (lettische Schützen) und Gardisten eingedrungen, hatten Männer und Frauen, Alte und Kranke, sogar Knaben mitgeschleppt. Auf der Straße waren Lehrerinnen auf dem Schulgang angehalten und mitgeschleppt worden. Wahllos hatte man gegriffen, was man fand. Wie durch ein Wunder entgingen andere Personen der Gefangennahme. Daß man mit dieser Maßregel dasselbe bezweckte, wie mit dem im übrigen Lande Geschehenen, war klar: man wollte möglichst viel Personen aus den besitzenden und gebildeten Klassen, aus den „Burschuis" fortschaffen, ehe die Deutschen ins Land kämen, man wollte an den Verhaßten sein Mütchen kühlen, möglichst viele von ihnen vernichten. War doch, wie sich später ergeben hat, für den folgenden Tag eine weitere Aushebung der „Burschuis" und eine Bartholomäusnacht geplant. Daneben wurde das Schlagwort gebraucht, wir sollten als Geiseln dienen. Einer Dame, welche beim Aufschreiben der Namen den damit betrauten Matrosen nach dem Grunde unserer Gefangennahme fragte, erwiderte dieser mit vor Wut zitternder Stimme: „Sie sollen die Deutschen nicht hier empfangen. Sie müssen nach Rußland und dort umherfahren. Wenn hier einem Letten etwas passiert, dann kommen Sie und Ihre Leute an den Galgen".

Allmählich wuchs die Zahl der Verhafteten, so daß schließlich in 2 Zimmern des oberen und unteren Stockwerks etwa 200 Personen in Haft saßen.*)

Was mit uns geschehen sollte, darüber konnten wir fürs erste uns nur in Mutmaßungen ergehen, ja auf bezügliche Fragen wurde das zu Erwartende direkt verheimlicht, nur einzelne Personen erhielten einen Wink, daß sie sich mit warmen Sachen versehen sollten. Das aber stand doch ziemlich fest, daß wir so bald nicht nach Hause kommen würden — auf die Abführung ins Gefängnis mußte man zum mindesten rechnen. Deshalb ließen die einen sich von Hause Sachen kommen, andere gingen unter Bedeckung nach Hause. In Erwartung böser Dinge hatte ich am Tage nach dem Eintreffen der nordlivländischen und estländischen Hiobsposten meinen Rucksack gepackt, so daß ich den Meinigen keine besonderen Anweisungen zu geben brauchte, sondern nur nach dem Rucksack schickte. Während wir da zusammen saßen, die einen tief gebeugt und gebrochen, andere von Hoffnung erfüllt, daß die Deutschen uns befreien würden, wieder andere bemüht, den Humor zu erhalten, tauchten immer mehr Gerüchte auf, man wolle uns verschicken, die Namen Perm, Wologda, Jekaterinburg wurden genannt. Das wollten wir aber nicht wahr haben, war es doch gar zu unwahrscheinlich, daß bei der herrschenden Zerrüttung des russischen Eisenbahnwesens, bei der augenblicklich vor sich gehenden Demobilisation rollendes Material für derartige Zwecke vorhanden sein werde. Ja, jemand von uns

*) Auch aus der Umgegend Wendens hatte man Menschen herbeigeschleppt. So war der Lindenhoffsche Bierbrauer Stein mit seiner Frau nach Wenden gelockt worden unter der Vorspiegelung, daß er bald werde znrückkehren dürfen. Infolgedessen hat das Ehepaar die Verschleppung in einer Kleidung mitmachen müssen, welche nicht der Winterkälte und den primitiven Beförderungsmitteln entsprach.

wettete sogar, daß eine Verschickung unmöglich sei. Nun! er hat seine Wette glänzend verloren, denn unsere Zweifel wurden sehr bald benommen: schneller, als wir geahnt, erhielt ein Teil der Verhafteten den Befehl, sich reisefertig zu machen. Gegen 1/2 2 Uhr mittags wurden sie von lettischen Strehlneeken zur Bahn geleitet, in einen Waggon 3. Klasse gesetzt und nach Walk abgefertigt, wo sie um 6 Uhr abends eintrafen. Waren sie in Wenden vor Verunglimpfungen durch den Pöbel bewahrt geblieben, so wurde ihnen auf dem Walker Bahnhof der Ernst ihrer Lage klar. Ehe man sie in die Stadt führte, mußten sie etwa 2 Stunden vor dem Bahnhof stehen, umgegeben von Pöbel und Soldaten. Die Masse wuchs immer mehr an, der Janhagel wurde immer unruhiger, es ertönten Schimpfworte, Geschrei erhob sich, Gejohl, der Ruf erscholl: „Wo ist Fürst Lieven?" „Der Lange da ist Fürst Lieven, den muß man lynchen!" Die Erregung wuchs, die Spannung verstärkte sich, das Gewitter zog sich zusammen. . . . Schon flogen Säbel aus der Scheide, Revolver wurden hervorgeholt . . . Nur noch wenige Minuten, und ein Blutbad schrecklicher Art begann. . . . Da ertönte der Befehl zum Abmarsch, die Spannung ließ nach, es ging in die Stadt. Mancher von den Armen hat auf diesem Gang in die Stadt Kolbenstöße von den rohen Begleitern erhalten, auch Damen blieben nicht verschont. Man führte die Gefangenen in das Lokal der Stadtmiliz, wo sie sich zur Nacht auf der Diele einrichten mußten.

Unterwegs, glaube ich, haben einzelne dieser Gruppe die vom Aeroplan geworfene Proklamation des Grafen Kirchbach gelesen, worin die deutsche Heeresleitung die Bewohner auffordert, ihren friedlichen Beschäftigungen nachzugehen, Ruhe und Ordnung zu wahren, die Waffen abzuliefern. Die deutsche Regierung werde den Schutz des Landes übernehmen. . . . Welchen Sturm von Gefühlen mußten diese Worte in den

Seelen der durch Walks Straßen Geschleppten hervorrufen, mit welchen Gegensätzen hatten sie sich abzufinden!

Durch den Abzug dieser unserer Leidensgefährten war uns, den in Wenden Zurückgebliebenen, klargeworden, wessen wir uns zu gewärtigen hätten. Man ließ sich von Hause mancherlei schicken, vor allem Decken, Kissen, Mundvorrat. Es wurde uns Mittag gebracht, an dem wir uns stärken konnten. Bei diesem Hin und Her, bei diesem Kommen und Gehen der Angehörigen, der Dienstboten, beim Zulassen der Letztgenannten zu den Verhafteten spielten natürlich eine wichtige Rolle die mit der Bewachung betrauten Glieder der Roten Garde, welche in der Halle des Hauses an der Tür des als Haftlokals dienenden Zimmers postiert waren. Besonders widerlich waren ein alter Kerl, der früher, glaube ich, Fuhrmann gewesen war, und ein Frauenzimmer, namens Anna Sarrin. Die Pelzmütze kokett auf die eine Seite des Kopfs gedrückt, die Flinte über die Schulter gehängt, erging sie sich in schönen Posen, ihrer wichtigen und verantwortungsvollen Stellung den von ihr bewachten Verbrechern gegenüber sich voll bewußt. Als jemand der Verhafteten klagte, lange warten zu müssen, ehe er mit dem Sendboten seines Hauses verkehren dürfe, erklärte sie von oben herab: „Die Arbeiter haben früher lange genug auf die Herren warten müssen, jetzt mögen die Herren auf die Arbeiter warten."

Am Nachmittag rief die wachthabende Amazone uns den Befehl zu, wir sollten uns beim „Stabe" melden. Das geschah. In einem neben dem Haftlokal befindlichen Raum mußten wir einem an einem Tisch sitzenden unreifen Burschen unsere Namen aufgeben; der erklärte dann jedem einzelnen, er solle zur Seite treten, man werde ihn verschicken. Den Grund unserer Verschickung erfuhren wir nicht, von einem Verhör, wie wir erwartet hatten, war nicht die Rede. Einigen

wenigen Personen wurde gestattet zurückzubleiben, nachdem sie ein Reversal unterzeichnet hatten, daß sie nichts gegen die Volksregierung unternehmen würden. Weshalb diese Ausnahmen gemacht wurden, weiß ich nicht.

Nach dieser „Stabmeldung" erhielt die Gruppe, zu der ich gehörte, den Befehl, samt den Sachen in das Kellergeschoß zu gehen, wo wir anfangs in einem Raum sehr eng zusammengepfercht waren; dann wurde es freier, als man auch den Nebenraum zu unserer Verfügung stellte, den Soldaten bisher eingenommen hatten. Mit der Sauberkeit war es da freilich recht mangelhaft bestellt, doch in bezug auf diesen Punkt sollten wir noch ganz andere Erfahrungen machen! Da es hieß, daß der einzelne nicht mehr als 300 Rbl. bei sich haben dürfe, übergaben diejenigen Personen, welche mehr hatten, ihren Genossen, die weniger besaßen, einen Teil ihres Geldes, um eine Ausgleichung herbeizuführen. Unsere Besorgnis war übrigens unnütz: wir sind auf der ganzen Fahrt nie einer Untersuchung unterzogen worden, nie hat man nach unserem Gelde gefragt.

Während wir da unten saßen, hörten wir mehrmals schießen. „Kommen die Deutschen?" war die naturgemäße Frage, zumal wir wußten, daß sie nahten. Doch die Schüsse verstummten, es wurde wieder still. Vielleicht zu unserem Glück, denn wer weiß, ob die Bolschewiken nicht im letzten Augenblick eine Metzelei veranstaltet hätten, wenn sie überfallen wären: Um 1/2 6 Uhr abends wurde kommandiert „fertig zum Abmarsch", und mit Koffern, Rucksäcken, Bündeln bepackt, fanden wir uns auf dem Hof des Vegesackschen Hauses zusammen. Jetzt sahen wir erst, wie viele wir waren und wer alles verschleppt werden sollte, waren doch die beiden Gruppen im oberen und unteren Stockwerk getrennt in Haft gehalten worden. Zu 4 nebeneinander mußten wir antreten,

ZA FB 7491 ZA FB 43081 N-1140-2-90

und dann ging es fort. Das war ein trauriger Zug, der am Abend des 19. Februar durch die große Katharinenstraße, über den Markt, durch die Rigasche und Ronneburgsche Straße ging, eskortiert von lettischen Strehlneeken! Manch höhnische Miene, mancher Ausdruck der Schadenfreude geleitete die Abziehenden, ergreifende Abschiedsszenen zwischen Ehegatten spielten sich ab. . . . Unwillkürlich schweifte der Geist zurück in die Vergangenheit, man gedachte dessen, wie 1565 unter Iwan Grosny die deutsche Einwohnerschaft Dorpats „verführt" wurde, wie ihr dasselbe Schicksal 1707 unter Peter dem Großen zuteil wurde. Auf dem Markt stand viel Train, durch die Rigasche Straße zog Troß. Auf Schritt und Tritt Zeichen des Abzugs der Russen.

Geraume Zeit mußten wir bei ziemlicher Kälte vor dem Bahnhof warten, bis man uns zu unserem Zuge brachte. Während dieser Wartezeit hatte man Muße über die Eindrücke nachzudenken, die sich, abgesehen von dem Geschilderten, der Seele eingeprägt hatten. Daß es mit den in Wenden vorgenommenen Verhaftungen nicht abgetan sei, sondern daß solche in größerem Stil und weiterem Umfang geplant seien, ging aus folgenden Beobachtungen hervor, die von unseren Leidensgefährten gemacht waren. Es hörte jemand, wie von den Leitern des Iskowend der Befehl gegeben wurde, eins von den 10 Automobilen, welche im Hof der Wintmannschen Gärtnerei zu Verfügung der neuen Regierung standen, nach der Papierfabrik Ligat zu schicken, damit die Fabrikdirektoren verhaftet würden, welche kürzlich durch den ihnen vom „Volkstribunal" wegen 1905 gemachten Prozeß schon schwer hatten leiden müssen. Ein anderer von uns belauschte mehrere Stunden nachher ein Gespräch, aus dem hervorging, daß der teuflische Plan wegen des Herannahens der Deutschen nicht zur Ausführung gebracht werden

konnte.*) So schwankten die Gedanken hin und her zwischen der Freude über die Rettung der Ligater durch die nahenden Befreier und dem Kummer darüber, daß wir kurz vor ihrem Nahen ins „Elend" mußten.

III. Hinaus ins Elend.

Gegen 7 Uhr erging der Befehl zum Einsteigen, und man führte uns bei einer Kälte von gegen 10 Grad zu ungeheizten Viehwagen! In einigen gab es mit Schnee und Eis bedecktes Brennholz, in anderen Munitionskisten, woraus man sich Sitze bereiten konnte; andere Wagen waren, abgesehen von dem darin vorgefundenen Schmutz, leer, so daß die Passagiere sich auf der Wagendiele mit ihrem Reisegepäck einrichten mußten. Beleuchtung gab es nur, soweit die Gefangenen selbst Lichte mitgenommen hatten; ob in allen Wagen solche vorhanden waren, weiß ich nicht. In dieser viehischen Weise beförderte man Menschen, unter denen Personen bis zum Alter von 75 Jahren, Lungenleidende, Herzleidende, ein vom Schlagfluß früher zweimal Gelähmter sich befanden! Da zeigte sich schon, worauf man hinaus wollte.

Gegen 12 Uhr nachts passierte unser Zug Wolmar. Dort kam zu uns eine Anzahl Personen, die in Wolmar und

*) Später erfuhren wir den Hergang. Die Sendboten sind in Ligat gewesen, haben bei Gliedern der vom „Volk" eingesetzten Direktion sich erkundigt, wo die Herren wären. Die Gefragten hatten doch so viel Anständigkeitsgefühl, daß sie sagten, sie wüßten es nicht. Darauf erklärten die abgesandten Soldaten, sie würden auf das bei der Bahnstation Ligat gelegene Gut Paltemal zu dem Kommissar Seiman fahren, welcher ihnen das Nötige mitteilen werde. Auf dem Wege nach Paltemal erfuhren sie aber, daß die Deutschen heranrücken. Da sind sie umgekehrt und ohne Aufenthalt nach Wenden zurückgejagt.

dessen Umgegend verhaftet waren. Wie das vor sich ging, dazu hatte man in Wenden Vorstudien machen können. Es war nämlich ein vom Iskowend aus mit Wolmar geführtes telephonisches Gespräch belauscht worden. Der Vertreter des Iskowend machte dem Wolmaraner heftige Vorwürfe, daß in Wolmar nichts geschehen sei. „Wir haben die ganze Nacht gearbeitet, ihr schläft!" Wie diese Mahnung gewirkt hat, das erfuhren wir von unseren neuen Leidensgefährten. Im Sturz hatte man sie aufgegriffen, wie sie gingen und standen, nicht gestattet, sich mit Reiseausrüstung zu versehen. Schnell, schnell zur Bahn! So kam es, daß einzelne von ihnen in leichter Kleidung bei einer Kälte von 15 Grad zu uns kamen, um in ungeheizten Viehwagen die Fahrt nach Walk zu unternehmen! Man vergegenwärtige sich die Lage während dieser Nachtfahrt! In ungeheizten Viehwagen ohne Abort fahren Personen beiderlei Geschlechts, in den einen sitzen sie auf dem mit Schnee und Eis bedeckten Holz, in anderen auf Munitionskisten, in den dritten lagen sie auf der Diele. Wo es ein Licht gibt, da muß es abwechselnd von einem Gliede der Gesellschaft gehalten werden. Zu all diesem gesellten sich in einem Wagen noch seelische Qualen. Einige Jünglinge aus der lettischen Geleitmannschaft (ob es Strehlneeken oder Gardisten waren, weiß ich nicht) führten in Damengegenwart so unflätige und unanständige Reden, daß sie sich nicht wiedergeben lassen. Auf die Unmöglichkeit dieses Betragens aufmerksam gemacht, entschuldigte der Führer des Konvois die Betreffenden mit ihrer großen Jugend.

Um 11 Uhr morgens am Mittwoch, dem 20. Februar, in Walk eingetroffen, wurden wir vom Bahnhof durch verschiedene Nebenstraßen über den neuen Markt zum Mädchengymnasium geleitet, wo der „Iskolat", das ausführende Komitee des Soldaten- und Arbeiterrats der Latwija, tagte.

Im geräumigen Schulsaal, dessen Wände mit geschmacklosen Erzeugnissen einer Afterkunst bemalt waren, fanden wir viele von gleichem Schicksal betroffene Personen — Marienburger, Wolmaraner, Leute aus Walk und Umgegend. Dieselbe Roheit wie bei den früher erwähnten Wolmarer Verhaftungen war an den Wolmaranern verübt worden, mit denen wir nun zusammentrafen. Ohne ihnen die Möglichkeit zur Reiseausrüstung zu geben, hatte man sie von der Arbeit fortgerissen, z. T. unter Vorspiegelung, daß sie bald würden zurückkehren können. In aller Eile hatte man sie in Wolmar in den Zug befördert, bis zur Haltestelle Sedde gebracht, von wo sie etwa 4 Werst bis Walk zu Fuß gehen mußten.

Waren wir auch augenblicklich in einem warmen, hellen großen Raum untergebracht, so sah es mit der Möglichleit der Säuberung trostlos aus. Der Toiletteraum war in einem für einen Kulturmenschen unmöglichen Zustande, dazu wurde der Zutritt zu ihm durch rohes und rücksichtsloses Verhalten unserer Wächter sehr erschwert. Ueberhaupt betrugen sich einzelne von ihnen über die Maßen frech — besonders widerlich war das Gebaren eines dekolletierten Volksvertreters in prächtiger Bolschewikenfrisur. Der freche Kerl fragte einen unserer Herren, ob er etwas über die Vorgänge in Riga wüßte. „Nichts anderes als das, was man in der Zeitung lesen kann" lautet die Antwort. „Nun, Sie werden schon wissen" erwidert der Held mit vielsagender Miene, „übrigens kann ich Ihnen sagen, daß die Gruben für Sie und Ihre Genossen hier schon gegraben sind". Eine derartige Behandlung, derartige Anspielungen waren nicht geeignet die Stimmung zu heben. Dazu kam, daß von unserer leiblichen Verpflegung überhaupt nicht die Rede war; wir konnten froh sein, einige Strehlneeken dazu willig gemacht zu haben, daß sie gegen Vergütung uns heißes Wasser zur Teebereitung holten.

In dieser ungemütlichen Stimmung saßen wir nun, warteten und sannen über die Frage nach, was mit uns geschehen solle. Daß die Deutschen in Wenden eingezogen seien, hatten wir gleich nach unserem Eintreffen in Walk erfahren, den Rückzug der russischen Truppen hatten wir in Wenden beobachten können, in Walk waren uns riesige Mengen abziehender Artillerie begegnet. Ein Herr aus unserer Gesellschaft hatte einen ihm bekannten russischen Offizier, dem er in dem Walkschen Haftlokal traf, gebeten, sich nach dem Befinden seines Sohnes, um den er sich sorgte, in Wenden telephonisch zu erkundigen. Die Antwort, daß es dem Knaben gut gehe, soll am Telephon durch einen deutschen Offizier erfolgt sein. War es da nicht verständlich, daß die Hoffnung auf eine günstige Lösung unseres Schicksals stieg! Konnten wir auf eine Rettung durch die Deutschen hoffen, oder würde man uns vorher unschädlich machen? Welchen Weg würden wir bei einer etwaigen Verschickung nehmen, würde man uns nach Petersburg, wo die Regierung im Smolny tagte, über Pleskau oder Taps schicken? Es gingen Gerüchte um, daß die Deutschen nicht nur von Süden, sondern auch von Norden kämen. Aus Dorpat seien junge Leute in der Richtung nach Walk gefahren und hätten die Telephonstangen abgesägt, um den Bolschewiken die Verbindung zwischen Walk und Dorpat unmöglich zu machen. Der Walksche Pöbel hat in der Tat einige von uns beschimpft, weil wir Telephondrähte zerschnitten hätten. So ging das Gerede hin und her, so schwankten wir zwischen Furcht und Hoffnung. Waren wir uns doch nicht klar darüber, welche Einwirkung das Nahen der Deutschen auf unser Schicksal haben würde. Einer unserer Genossen wollte von einem Letten gehört haben, wir sollten froh sein, daß die Deutschen nicht in der Nähe wären, sonst würden wir alle umgebracht. Furcht und Hoffnung waren die

beiden Pole, zwischen denen sich der Geist bewegte. Nun hörten wir noch, daß der Iskolat in unserer Angelegenheit tage, daß die Ansichten, ob wir zu verschicken seien oder nicht, aufeinander prallten; wir sahen die Herren unseres Geschicks in Gruppen beieinander stehen, wir hörten sie lebhaft reden. Was wird geschehen? — Die Hoffnung war vergebens: am Nachmittag erscholl der gefürchtete Ruf: „Fertig zum Abmarsch!", und, durch ein Spalier von Strehlneeken schreitend, verließen wir, mit unseren Bündeln bepackt, den warmen Raum, welcher uns einige Stunden beherbergt hatte. Unsere Wachmannschaft war in ihrem Bestande geändert: der widerliche, oben charakterisierte Frechling war nicht mehr da, der Führer, welcher, wie wir später erfuhren, vom Iskolat den Auftrag erhalten hatte, uns in Petersburg der Smolny-Regierung zu übergeben, war ein Gardist, während die Wachmannschaft zu einem lettischen Schützenbataillon gehörte, das sich geweigert hatte in die Rote Garde einzutreten. So erklärt sich die Spannung, welche, wie später erzählt werden wird, zwischen dem Führer der Bewachungsmannschaft und einem Teil seiner Leute bestand. Diesem Gegensatz verdanken wir es vielleicht, daß uns auf der Fahrt nach Jekaterinburg ein viel besseres Schicksal beschieden war als den nach Krassnojarsk verschickten Herren: dort war der Konvoi einig in seiner Gemeinheit, hier gab es 2 Strömungen, und der Führer konnte infolgedessen seinen schlechten Instinkten, über die er reichlich verfügte, nicht die Zügel schießen lassen.

Als wir in Walk die Straße betraten, fanden wir dort unsere Leidensgefährten, welche, wie oben berichtet, am Tage vorher eingetroffen waren, sowie die beiden Herren von der Dorpater Bank. Nun erfuhren wir ihre Schicksale. Nachdem die erstgenannte Gruppe die Nacht in der Miliz verbracht hatte, wurde sie zusammen mit den unterdessen eingetroffenen Herren

Gurland und Schwanfeldt in die ungeheizte Stadtkirche gebracht. Dort bot sich ihnen ein Bild, würdig der Zeit. Vor dem Altar war ein Tisch aufgestellt, an dem die Strehlneeken, welche sich als Geleiter der Verschleppten freiwillig gemeldet hatten, ihren Sold erhielten. Natürlich hielt keiner der Herren es für nötig, im Gotteshause die Mütze abzunehmen, ja sie machten sich darüber lustig, daß ihre Gefangenen es taten. Wer denkt da nicht an Christi Worte: „Mein Haus soll ein Bethaus sein; ihr aber habt eine Mördergrube daraus gemacht".

Die beiden Bankherren hatten bis Dienstagabend bei der „Revision" der Safes in Wenden assistieren müssen; als dann Herr Gurland verlangte, daß die über die Auslieferung der Wertgegenstände von ihm abgefaßten Protokolle außer von ihm und dem betr. Besitzer auch von Wasselit unterzeichnet würden, wie er es verheißen hatte, da drehten die neuen Gewalthaber den Spieß um. Wasselit erklärte die Herren Gurland und Schwanfeldt für gefangen und befahl, daß sie unter Begleitung nach Hause gehen sollten, um sich reisefertig zu machen. Ein Gefangener aber, der Herr Gurland jetzt sei, könne nicht verlangen, daß man ein von ihm geführtes Protokoll unterschreibe; damit sei die Sache erledigt. Darauf waren die Herren G. und S. in ihre Wohnungen, sodann in den Iskowend geführt worden, von wo es zum Bahnhof ging. In der Nacht fuhren sie mit den Bolschewiken zusammen von Wenden ab und trafen am Mittwoch in Walk ein, wo sie in der Kirche die Schicksalsgenossen fanden.

Nun standen wir alle zusammen auf der Straße, 234 Personen, wurden zu Vieren aufgestellt, und fort ging es durch ein stellenweise sehr dichtes Gedränge zum Walkschen Hauptbahnhof, wo wieder ungeheizte Viehwagen unser harrten. Dasselbe Bild wie am Abend vorher. In einzelnen Waggons Kisten, aus denen sich Sitze herrichten ließen, andere, abge-

sehen von dem darin befindlichen Unrat, leer. Wes Geistes Kind der Führer unserer Geleittruppen war, erhellt aus folgendem. Als mehrere Strehlneeken den Verschleppten beim Einsteigen behilflich sein wollten, verhinderte er die Hilfeleistung; erst nach seinem Fortgang wagten seine Untergebenen es, hilfreiche Hand zu bieten.

In dieser Verfassung, ohne daß wir im Laufe von 24 Stunden etwas zu essen bekommen hätten, — wir nährten uns von den mitgebrachten Vorräten — ging es hinaus in die kalte Winternacht, in deren Verlauf die Temperatur bis 20 Grad stieg.

Unser Warenzug führte uns gen Osten, nach Pleskau. Auf den Stationen wußte man nie, wie lange der Aufenthalt dauern würde — das blieb so auf der ganzen Fahrt bis Jekaterinburg; ein einigermaßen sicherer Anhaltspunkt war nur das Abkoppeln der Lokomotive zur Wasseraufnahme. Infolge dieser Rücksichtslosigkeit geschah es, daß auf der Station Anzen mehrere Personen, welche den Zug infolge des Mangels eines Aborts hatten verlassen müssen, zurückblieben und 4 Werst zu Fuß gehen mußten, um den zum Stehen gebrachten Zug einholen zu können. Und in dieser Gesellschaft befanden sich ein herzleidender, über 60 Jahre alter Herr und der früher vom Schlage Gelähmte! Beim Einsteigen in den Wagen beschädigte dieser sich sodann den Fuß, dessen Heilung mehrere Tage in Anspruch nahm. Was es bedeutet, bei 20 Grad Kälte in ungeheiztem Viehwagen reisen zu müssen, und wie die Temperatur im Wagen war, dafür nur ein Beispiel. Eine Dame lehnt schlafend ihren Kopf an die Waggonwand. Als sie erwacht, kann sie den Kopf nicht frei bewegen, denn die Haare sind an die Wand angefroren.

In der Gegend von Werro verschwanden die ersten aus dem Zuge und sind auf mancherlei Schleichwegen nach Werro,

dann glücklich in die Heimat gelangt. Dieses Verschwinden setzte sich bis in die Nähe von Petersburg fort, wo von den aus Walk ausgefahrenen 234 Personen 165 ankamen. Die Strehlneeken wußten das und haben deshalb die erhaltenen Originallisten vernichtet. Ob sie aus Lässigkeit keine genaue Kontrolle durchführten, ob andere Gründe vorlagen, entzieht sich meiner Beurteilung. Bestechung hat, so viel ich weiß, keine Rolle dabei gespielt.

Am Donnerstag, dem 21. Februar, traf unser Zug um 9 Uhr früh auf der Haltestelle „Polkowoje", 4 Werst vor Pleskau ein. In einem neu erbauten, noch nicht bewohnten Hause durften wir Unterkunft suchen, uns Tee kochen. Nach einigen Stunden Aufenthalt wurde zum Aufbruch kommandiert und mitgeteilt, daß wir die 4 Werst bis zur Stadt zu Fuß gehen müßten; für die Kranken und einen Teil der Sachen durften Schlitten gemietet werden. Auf dem Bahndamm zogen wir nun bei schönem Winterwetter bis zu der über die Welikaja führenden Eisenbahnbrücke und sahen die Stadt an dem hohen Flußufer vor uns liegen. Weshalb wir nicht über die Brücke gehen durften, sondern die hohe, recht steile Böschung hinab auf die Eisdecke des Flusses und auf dem rechten Ufer wieder hinaufklettern mußten, ist mir unerfindlich. Beim Ersteigen der nach oben führenden Treppe passierte manche Roheit in Wort und Tat, oben soll sogar jemand von einem russischen Soldaten mit der Knute geschlagen worden sein. An dem Bahnhof Pleskau II (Strecke Riga—Pleskau) vorbei mußten wir nun über viele Schienengeleise zum Bahnhof Pleskau I (Strecke Petersburg — Warschau), wobei wir eine Masse auf Plattformen verladenen Kriegsgeräts sahen. Als wir uns dem zuletzt erwähnten Bahnhof näherten, eröffnete sich ein Ausblick, der wenig Vertrauen erweckte. Unsere Karawane mußte durch ein Spalier

von Soldaten, welche auf dem Bahnhof der Heimbeförderung harrten und an dem Schauspiel der gefangen einhergeführten Burschuis sich mit Wohlgefallen weideten. Da ertönten Ausrufe wie „aha, die baltischen Barone", „man muß sie totschießen", „Maschinengewehre wären jetzt am Platz". Die Blicke, welche uns trafen, ließen einen Schauder über den Rücken laufen. . . . Dieser Masse ausgeliefert zu werden, das war sicherer Tod. Einzelne von uns haben, glaube ich, Stöße erhalten, sonst geschah nichts Beunruhigendes. Aber wir fanden auch Teilnahme. Ein junges Mädchen trat auf einen unserer Genossen zu, übergab ihm einen Laib Brot und flüsterte ihm zu: „Die Deutschen sind 40 Werst von hier".

Auf dem Platz vor der Bahnhofsanfahrt wurden wir versammelt, um dort auf die Ankunft der Kranken und auf die Sachen zu warten. Unterdessen gestattete man uns, in den vor dem Stationsgebäude sich hinziehenden Budenreihen und Verkaufsständen Einkäufe zu machen. Nach dem Eintreffen der erwarteten Personen und der Sachen ging es zu der in der Nähe befindlichen, für die Eisenbahnbeamten errichteten Verpflegungsstelle. Um einen geräumigen, durch einen hohen Zaun nach außen abgeschlossenen Hof gruppiert sich dort eine Reihe einstöckiger hölzerner Gebäude, auf deren einem über mehreren Türen die Inschrift „Speisesaal" (столовая) angebracht ist. Durch eine dieser Türen wurden wir in einen großen, mit einfachen Tischen und Bänken ausgestatteten Raum geführt, der fürs erste noch ungeheizt war. Man wies uns Heizmaterial an, und einige gewandte junge Leute aus unserer Genossenschaft besorgten sogleich das Einheizen. Was sollte nun weiter mit uns geschehen? Ueber die Tragweite dessen, was man mit uns plante, waren wir uns nicht klar; daher meinten wir, unser Schicksal könne eine günstige Wendung nehmen, wenn wir an die im Smolny

tagende Maximalistenregierung telegraphierten. Es war doch vielleicht möglich, daß Iskowend, Iskolat und wie diese Organisationen im Baltikum heißen mochten, nicht im Einverständnis mit der Zentralregierung handelten. Daher verfaßte eine von uns gewählte Kommission eine Depesche an den Justizkommissar Steinberg, worin über die uns wider Fug und Recht zuteil gewordene Behandlung Klage geführt und unsere Freilassung gefordert wurde. Der Pleskauer Kommandant gestattete die Absendung. Ob er wußte, was man oben plante oder ob er glaubte, unser Telegramm könne eine Wirkung haben? Eine Antwort ist nie eingetroffen, und die Maßregelung der aus Estland und Nordlivland Verschleppten hat uns belehrt, daß die baltischen Bolschewiken im Einverständnis mit der Petersburger Sowjetregierung oder gar in ihrem Auftrage gehandelt haben.

Es waren nun 2 Tage seit unserer Abfahrt von Wenden vergangen, und wir hatten, abgesehen von dem selbstgebrauten Tee, nichts Warmes in den Leib bekommen. Durch diese Gemeinheit wurden aber nicht nur die Gefangenen, sondern auch ihre Schergen in Mitleidenschaft gezogen. Es heißt nun, daß die Strehlneeken sich geweigert hätten, uns weiter zu führen, wenn nicht die ganze Gesellschaft eine warme Mahlzeit erhielte. Da trat ein lettisches Versorgungs-Komitee für uns ein, und wir erhielten um 8 Uhr abends eine gute Suppe und schöne Grütze, was nach allem Durchgemachten sehr gut mundete. Die Regierung hätte uns ruhig hungern lassen. Vorher war uns gestattet worden, unter Begleitung unserer Wächter beim Bahnhof oder in der Stadt Einkäufe zu machen. Freilich geschah bei dieser Gelegenheit manches, was die am Hauptbahnhof empfangenen Eindrücke bestätigte: einzelne Wutausbrüche des Mob bewiesen unsere gefährdete Lage. Andererseits kam die Kunde von der Einnahme Wol-

mars und Walks durch die Deutschen, Frau Fama erzählte von ihrem Losrücken auf Pleskau — Gerüchte schwirrten hin und her, man schwankte wieder zwischen Furcht und Hoffnung. Nach der Mahlzeit hieß es, daß wir in Pleskau zur Nacht bleiben sollten, und man begann sich schon an Ort und Stelle darauf einzurichten, belebt von der Hoffnung auf die Möglichkeit einer baldigen Befreiung durch die herannahenden Retter. Aber umsonst war all diese Hoffnung! Gegen 10 Uhr abends hörte man wieder den schrecklichen Ruf — mit Sack und Pack hieß es hinausgehen auf den Hof und bei Mondschein zu vieren antreten. Im unsicheren Licht — der Mond barg sich mehrfach unter Wolken — ging das Antreten nicht rasch vor sich, die zusammengehörenden Gruppen fanden einander nicht rasch, die Gefährte für die Schwachen konnten nicht schnell genug zur Abfahrt bereit gemacht werden, die Strehlneeken drängten unwirsch zum Aufbruch — kurz, es war nicht schön dort auf dem Hof am Abend des 21. Februar! Durch Seitengassen, die z. T. an hell erleuchteten Häusern, wohl Wohnungen von Eisenbahnern, vorbeiführten, mußte einige Werst marschiert werden. Auf dieser Expedition verschwanden wieder verschiedene Genossen, nachdem am Morgen auf dem Wege von Polkowoje bis Pleskau dasselbe geschehen war. Als unser Zug den Bahnhof Pleskau II erreichte, mußten wir lange Zeit im Freien warten, bis man uns weiter führte. Später erfuhren wir, daß dieser Aufenthalt sich folgendermaßen erklären sollte. Die Eisenbahnverwaltung hätte die löbliche Absicht gehabt, uns wie bisher in ungeheizten Viehwagen zu befördern, dagegen aber sei von den Strehlneeken Veto eingelegt worden, da sie nicht beabsichtigten, sich in solcher Weise schinden zu lassen. Daraufhin habe man uns Viehwagen mit „Hundeöfen" gegeben, in Rußland „Tepluschken" (теплушки) genannt.

Ueber ein Gewirr von Schienengeleisen, Bretterstapeln, Schneehaufen, Gerümpel mußten wir bei dem unsicheren Mondlicht klettern, bis wir endlich bei den für uns bestimmten Wagen anlangten. Da standen sie nun, die Wagen, welche uns ins Elend führen sollten! Es hieß jetzt, die Waggons durch Bretter, die in der Nähe aufgeschichtet lagen, zum Aufenthalt von je 25—30 Personen einigermaßen herzurichten. Mehrere waren schmutzig, bargen Dünger oder anderen Unrat, den man, weil gefroren, augenblicklich nicht beseitigen konnte. Mit Hilfe der erwähnten Bretter entstanden durch der Sträflinge Arbeit an jedem Ende eines Wagens 2 Stockwerke, in deren jedem 5—6 Personen nebeneinander liegen konnten; im Mittelraum zogen sich mehrere Bretter als Sitzbänke hin. Nun vergegenwärtige man sich aber, daß die Wagen mit ihren dünnen Bretterwänden bei großer Kälte ungeheizt gestanden, daß die Bretter im Freien gelegen hatten, und man wird ermessen, welch eine Masse von Kälte und Feuchtigkeit sich im Innern der Waggons entwickeln mußte, als sie sich mit Menschen füllten und die kleinen eisernen Oefen geheizt wurden. An den Wänden war es so kalt, daß eine Flasche mit Wasser, die an der Wand stand, platzte; wenige Schritte davon glühte der Ofen und das den Rauch zum Dach hinausführende Rohr derart, daß der Aufenthalt in ihrer Nähe schwer erträglich war. In dem unteren Stockwerk der Schlafvorrichtung herrschte Eiskellerluft, infolgedessen stellten sich alsbald verschiedene Krankheitserscheinungen ein.

Mit dem Einrichten verging ein Teil der Nacht, dann machte man sich, so gut es ging, zum Schlafen bereit; dabei muß dankend hervorgehoben werden, daß die jüngeren Herren in rührender Weise für die Damen und älteren Herren sorgten, selbst rücksichtsvoll zurücktretend.

Es brach der Morgen des Freitag, des 22. Februar an, welcher den ganzen Tag uns in Pleskau halten sollte. Einige Personen erhielten die Erlaubnis, in der Stadt Einkäufe zu machen, einige nahmen sie sich selbst und verschwanden mit polnischem Abschied. Ein alter Mann, der 71jährige Herr Knie, erkrankte infolge der Fahrt im ungeheizten Viehwagen und des Sitzens auf dem eisbedeckten Holze, blieb im Pleskauer Eisenbahnlazarett, wurde später ins Gefängnis gebracht und nach Ankunft der Deutschen befreit.

Um 10 Uhr abends fuhren wir, nachdem unser Trakt hin und hergefahren war, in der Richtung nach Petersburg ab und trafen in der Frühe des Sonnabend, des 23. Februar, auf der Station Nowoselje (Новоселье) ein, 44 Werst von Petersburg. Dort sollten wir längeren Aufenthalt haben, weil unsere Lokomotive beschädigt war. Sehr freudig wurde am Morgen die Entdeckung begrüßt, daß sich in der Nähe des Stationsgebäudes eine Badestube befand, wo man sich einigermaßen säubern konnte.

Als wir im nah gelegenen Dorfe Einkäufe machten, fanden wir bei den Ortseingesessenen ein warmes Verständnis für unsere Lage und tiefen Unwillen über die Bolschewikenwirtschaft. Eisenbahner haben unseren Leidensgefährten Kartoffeln geschenkt, sie erzählten auch von der Einnahme Wolmars durch die Deutschen. Dieses Entgegenkommen der Dorfbewohner ist von zweien unserer Fahrtgenossen ausgenutzt worden, die während der Zug in Nowoselje stand, verschwanden und bei einem Holzhändler Unterkunft fanden. Dann haben sie sich zu Fuß weiter durchgeschlagen, sind zweimal Gardisten und Gardistinnen begegnet, die sie zu übertölpeln verstanden; bald darauf betraten sie deutsches Schutzgebiet.

Die Stunden in Nowoselje waren reich an Aufregung. Hieß es doch allen Ernstes, daß wir würden zurückfahren

können, daß die meisten Strehlneeken nicht weiter fahren wollten. Ein energisches Glied unserer Gesellschaft lud einen Teil der Schützen in das Dorfwirtshaus zum Teetrinken ein, um die Stimmung der Leute zu erkunden und sie für die Umkehr zu gewinnen. Es schien auch, als ob es möglich sein werde. Man sprach davon, daß der Führer der Geleitmannschaft, welcher sein Ziel, unsere Uebergabe an den Smolny, fest im Auge habe, mit seinen Anhängern in der Minderheit sei, daß die Vertreter der anderen Richtung ihn sogar absetzen wollten. In der Tat fand eine Beratung der Strehlneeken statt, auf der es, wie wir von weitem beobachten konnten, sehr lebhaft herging. Ueber das Resultat dieser Beratung schwankten die Meinungen, das aber stand fest, daß der Führer nicht abgesetzt war. Jetzt wurde vorgeschlagen, den Bahnhofsvorsteher durch Geld zu gewinnen, daß er den Zug nicht ablasse; dann hieß es, er habe schon gesagt, er werde keine Lokomotive geben. Mit Spannung verfolgten wir die Bewegung der auf den Geleisen hin und herfahrenden Lokomotiven. „Wird die Maschine auf unser Geleise kommen?" „Nein, Gott sei Dank — sie fährt auf einen anderen Strang!". So ging es verschiedene Male. Man klammerte sich an die Hoffnung, daß durch eine Verzögerung unser Schicksal sich wenden könne, zumal das Nahen der Deutschen fast stündlich erwartet wurde.

Da aber schlug die verhängnisvolle Stunde. Eine Lokomotive fuhr auf unser Geleise, nahte unseren Wagen, sie wurden angekoppelt, und fort ging es nach Norden! Es war doch ein ganz eigenartiges Gefühl, daß einen überkam bei dem Gedanken, es gehe jetzt wirklich unabänderlich nach Petersburg. Was war dort unterdessen geschehen? Was plante man mit uns? Peterpaulsfestung, Kasematten, Kronstadt, Matrosen, Pöbelmassen — all das trat vor die Seele. Wir befanden

uns in einer sehr ernsten Lage; das prägte sich in den Mienen der Verschickten aus, aber keine Klage wurde laut — mit Ruhe und Würde fand man sich in das Unabänderliche.... Auf der Fahrt erfuhren wir durch einen aus Dünaburg geflohenen Lokomotivführer, der in unserem Waggon bis Luga mitfuhr, näheres über die Einnahme Dünaburgs durch die Deutschen: er erzählte, eine wie große Beute sie mit leichter Mühe gemacht hätten. Auch tauchte schon das Gerücht von der Bedrohung oder Einnahme Pleskaus auf.

Nachdem wir in der Sonntagsfrühe am 24. Februar Gatschina passiert hatten, hieß es, sich für das Aussteigen in Petersburg bereit machen. Das geschah, und man harrte . . . .

Wie ein an Umschlägen reiches Drama mutet der Verlauf unserer Schicksale an: wo wir uns auf das Aeußerste gefaßt machen, da tritt ein Umschwung zum Besseren ein; wo wir hoffen, es werde nun alles glücklich und glatt ablaufen, da gibt es plötzlich Hemmungen, die neue Spannung zeitigen, neue Geduldsproben auferlegen. So auch hier. Als unser Zug in den Warschauer Bahnhof in Petersburg einlief, da ließ man uns nicht aussteigen, sondern führte unsere Wagen auf ein totes Geleise mit dem trostlosen Ausblick auf ein Gewirr von Eisenbahnwagen. Plötzlich erscheint ein junger Mann, cand. theol. Fedder, in unserem Wagen und verliest einen Zeitungsartikel, in dem berichtet wird, daß der Friede zwischen Deutschland und Rußland abgeschlossen sei. Von besonderer Wichtigkeit für uns ist aber der Punkt der Friedensbedingungen, laut welchem die aus den baltischen Provinzen in das Innere des russischen Reiches fortgeführten Personen zurückzuführen sind. Große Freude ob dieser Kunde, leuchtete doch wieder ein Hoffnungsstrahl. Es begannen Besprechungen mit einem Teil der Strehlneeken, wobei diese er-

klärten, sie würden gern in die Heimat zurückkehren; da wir dem uns gewogenen Teil von ihnen keine Vorwürfe machen konnten, erklärten wir uns gern bereit, ihnen bei ihrem Vorhaben behilflich zu sein. Der frohen Hoffnungsstimmung, die unsere Seelen erfüllte, gab ein Gottesdienst Ausdruck, den Pastor Girgensohn — Wolmar in unserem Waggon abhielt. Dann hieß es wieder warten, was mit uns jetzt geschehen sollte. Darüber verging einige Zeit, während welcher unsere Wagen auf verschiedenen Geleisen umhergefahren wurden. Bei diesem Warten, bei dieser Ungewißheitflaute die Stimmung allmählich ab. Dazu kam, daß die Hoffnung auf ein in Aussicht gestelltes Mittagessen sich nicht erfüllte, was die Stimmung nicht erhöhte, denn seit 2½ Tagen hatten wir kein warmes Essen erhalten. Das Gefühl des Verlassenseins, der Ungewißheit breitete sich wieder aus, ein Schatten glitt über das Licht der Hoffnungsfreude. . . . So kam der Nachmittag des 24. Februar heran. Plötzlich hieß es, eine im Dienst der schwedischen Gesandtschaft stehende Schwester des Roten Kreuzes, Frl. v. Hirschheydt, sei gekommen und habe berichtet, man wisse an maßgebender Stelle um uns. Wie wunderbar sich das gefügt hatte, erfuhren wir später. Auf die telegraphische Meldung nämlich, daß die aus Estland und Nordlivland Verschleppten in Petersburg eintreffen würden, hatte im Auftrage der schwedischen Vertretung ein junger Mann, Herr v. Bremen, sich zum Smolny begeben, um dort Erkundigungen einzuziehen. Er trifft dabei ganz zufällig den „Kapitano", wie wir ihn nannten, den bolschewistischen Führer unserer Geleitmannschaft, welcher der Sowjetregierung seinen vom Iskolat erhaltenen Auftrag übergeben und sich Anweisung holen will, was mit uns geschehen solle. Der Kapitano bittet Herrn v. Bremen um irgendeine Auskunft, und im Verlauf des Gespräches erfährt dieser von unserem Schicksal. Sofort benach-

richtigt er die schwedische Vertretung. Die Folge ist Abordnung der Schwester als Sendbotin.

Bald nach der Schwester erschienen auf dem Bahnhof die Herren Nagel und v. Bremen: die Gesandtschaft werde sich unser annehmen; es solle auch ein Arzt kommen, um für die Erkrankten zu sorgen. Werden wir jetzt durch das Bewußtsein gehoben, daß man an einflußreicher Stelle unser gedenke, daß man uns helfen wolle, so wuchs die Freude, als der Mann erschien, dessen Name in der Heimat einen schönen Klang hat, der während der Kriegsjahre unendlich vielen Balten Hilfe geleistet hat, der frühere Vizepräses der Duma, Baron Alexander Meyendorff-Klein-Roop. Er erzählte, daß es mit der Friedensnachricht seine Richtigkeit habe; die Sache sei noch nicht zum Abschluß gebracht, doch könne man auf ein günstiges Ergebnis der Verhandlungen hoffen. Was uns beträfe, so habe die schwedische Vertretung es auf sich genommen, uns mit Geld, Nahrungsmitteln und warmer Kleidung zu versorgen. Man hoffe, uns in Petersburg in einem bisher von Kriegsgefangenen benutzten Asyl unterzubringen, bis nach hoffentlich bald geschlossenem Frieden unsere Rücksendung ermöglicht werde. Ob man uns bei den augenblicklichen Verpflegungsschwierigkeiten den Aufenthalt in Petersburg gestatte, hänge vom Stadtkommandanten Bonz-Brujewicz ab. Das war der russische Talleyrand, welcher sich vom Stabschef General Russkis zur Zeit des alten Regime durch verschiedene Uebergangsstadien hindurch bis zum Schirmherr der Maximalistenresidenz in proteischer Weise umgekrempelt hatte.

Dem Versprechen gemäß erhielten wir an demselben Sonntagabend verschiedenes zu unserer Verpflegung, Nahrungsmittel, warme Wäschestücke u. a., ein Arzt kam zur Untersuchung der Kranken. Das war herrlich. Ein ganz besonderes Freudengefühl wurde aber ausgelöst, als es hieß, die Herren

Nagel und v. Bremen sollten uns als ständige Berater beigegeben werden; ihnen schloß sich später als dritter im Bunde Herr Nilostonski an. An dieser Stelle möchte ich gleich diesem Triumvirat unseren tiefgefühlten Dank aussprechen. Was sie während der zweimonatlichen Verschleppungszeit für uns getan, das ausgiebig zu schildern vermag ich nicht. In selbstverleugnendster Weise, ohne Scheu vor Strapazen und Unannehmlichkeiten, ohne Menschenfurcht und ängstliche Rücksichten, umsichtig und vorbedacht, mit großer Vorsicht und diplomatischer Gewandtheit haben sie uns aus den schwierigsten Lagen herausgeholt, nie ermüdend uns geholfen und beraten; so lösten sie, indem sie die Rollen untereinander verteilten, die ihnen gewordene Aufgabe glänzend. „Wenig reden, viel handeln" war ihr Grundsatz. „Furchtlos und treu" stehen sie in unserer Erinnerung.

Diesen drei Herren wurde von der schwedischen Vertretung eine Schwester des Roten Kreuzes, Frl. Therese Balding, beigegeben, welche in treuster und liebevollster Weise für unsere Kranken und Schwachen gesorgt hat. Ihr sei warm für ihre Liebe und Treue gedankt.

Schön war das Bewußtsein, daß tatkräftige Hilfe für uns einsetze, aber eine Täuschung brachte doch der Abend: vor Einbruch der Nacht erfuhren wir, daß wir nicht auf dem Petersburger Bahnhof bleiben, sondern auf die Station „поcть Мapия", in der Nähe von Petersburg, gebracht werden sollten — am anderen Tage werde unser Schicksal sich endgültig entscheiden. Das klang wenig verheißend.

IV. In Tepluschken nach Osten.

Am Montag, dem 25. Februar, fiel die Entscheidung des Stadtkommandanten, dahin lautend, daß die Einfahrt nach Petersburg nicht möglich sei. Damit erschien denn auch unser weiteres Schicksal besiegelt: die Verpflegungsschwierigkeiten waren offenbar nur ein Vorwand — wie man uns überhaupt über unsere wahre Lage mit allerhand Vorwänden zu täuschen suchte, — und es konnte jetzt als entschieden gelten, daß unser Ziel der Osten sei. Es dauerte auch nicht mehr lange, bis die Verschickung nach Jekaterinburg uns zur Gewißheit wurde. Da mit der Tatsache einer längeren Reise in Tepluschken bei gemeinsamer Unterbringung beider Geschlechter zu rechnen war, so hieß es, sich darauf einrichten. Hierbei fanden wir reiche Hilfe bei unseren „Schweden", wie die 3 Herren von der schwedischen Vertretung bei uns genannt wurden. Den ausgiebigen Proviant, die warme Wäsche, womit sie versehen waren, verteilten sie auf Grund von Uebereinkunft mit den von den einzelnen Wagengenossenschaften erwählten Wagenführern. Die großen Geldmittel, welche sie bei sich führten, wurden teils zu Einkäufen während der Fahrt verwandt, teils als Anleihe solchen Personen gegeben, welche sich nicht genügend mit Geld hatten versehen können. Was wäre aus uns ohne die „Schweden" geworden? Wir wären verhungert und erfroren. Denn daß es sich bei unserer Expedition um „verkappten Massenmord" handelte, wie einer unserer Leidensgefährten treffend gesagt hat, das ist wohl über jeden Zweifel erhaben. Man wollte uns allmählich zersplittern, abtun, verschwinden lassen, um die Welt von einer Anzahl verhaßter Burschuis zu befreien. Daß die Bolschewiken es nicht vermochten, hat die deutsche Regierung durch den Friedensvertrag, durch die schwedische Vertretung

und diese durch ihre 3 trefflichen Bevollmächtigten verhindert.

Doch nun weiter zu unserer Gliederung! Hand in Hand mit der eben angedeuteten Fürsorge gingen innerhalb der einzelnen Wagen Organisationen, durch welche für Ordnung und Verpflegung gesorgt wurde. Schwierig war u. a. die Frage der Schlafstellen. Da haben die jüngeren Herren selbstlos für Damen und ältere Herren gesorgt, sind selbst unter großen Unbequemlichkeiten zurückgetreten. Eine wichtige Frage war ferner bei der langen Fahrt die Beschaffung des „Kipjatok" (кипятокъ), des kochenden Wassers zur Bereitung von Tee, Kakao u. a. Auf den russischen Eisenbahnstationen gibt es dafür besondere Häuschen, in denen sich große Kessel zum Wasserkochen befinden. An diesen Kesseln sind Kräne angebracht, aus denen man das Wasser abläßt. Auf den Stationen stürmten gleich nach Ankunft des Zuges die Menschen zum Kipjatokhäuschen, um, in langer Reihe aufgestellt, das kostbare Naß zu erhalten, es in Teekannen, Eimer, Kübel fließen zu lassen. Da wir in Warenzügen befördert wurden, die meist eine Länge von 70—75 Wagen hatten, so standen unsere Waggons häufig sehr weit von der betreffenden Wasserquelle; dazu kam die früher gekennzeichnete Unsicherheit in bezug auf die Länge des Aufenthalts. Es galt, sehr auf der Warte zu sein, sobald der Zug hielt; es galt oft, sehr schnell zu laufen, damit man den möglicherweise kurzen Aufenthalt ausnutze. Hierbei haben in einzelnen Wagen die Strehlneeken sich sehr nützlich gemacht und sind fix bei der Hand gewesen, in anderen Wagen klagte man über ihre Unfreundlichkeit.

Sehr schwerwiegend war die Frage des Einkaufs von Lebensmitteln, da das, was wir von den „Schweden" und gelegentlich von der Regierung erhielten, natürlich nicht zum Unterhalt so vieler Menschen hinreichte. Da hatten neben

der Tätigkeit der Wagenführer oder Verpflegungskommissare, wie man sie wohl mit dem beliebten Ausdruck nannte, die einzelnen Gruppen, welche sich innerhalb der Wagen zusammenschlossen, für sich zu sorgen. Wie ein Lauffeuer flog es nach der Ankunft auf der Station: „Hier gibt es Weißbrot", „hier gibt es Milch", „hier gibt es Butter u. a." Dann eilte man zu den Verkäufern, deren Ware reißenden Absatz fand. Aber auch Wirtschaftsgeräte galt es einzukaufen, Eimer, Kannen, Becher, Schüsseln, Löffel u. a. Dadurch, daß die Waggongesellschaften untereinander und innerhalb dieser kleinere Gruppen für sich sorgten, indem einer dem anderen das Schwere tragen half, erhielt das Leben allmählich einen geregelten Charakter. Interessant war der Anblick, den das Innere einer solchen „Tepluschka" bot, besonders am Abend, wenn bei der unsicheren Beleuchtung durch einige Lichtstümpfchen oder eine von einem gewandten Strehlneek auf einem Bahnhof „expropriierte" Lampe ein geheimnisvoller Schimmer sich über das Ganze breitete. Man hätte glauben sollen, eine Artistengesellschaft vor sich zu sehen. Auf der oberen durch Bretter hergerichteten Etage sitzen oder liegen mehrere Damen, zwischen ihnen sitzt ein alter Herr in angelegentlichem Gespräch mit seiner Frau, welche eben im Begriff ist ein Kleidungsstück ihres Mannes in Ordnung zu bringen. Auf der anderen Seite gruppiert sich oben eine kartenspielende Gesellschaft um ein Licht. Im Mittelraum auf den als Bänke dienenden Brettern um den „Hundeofen" herum, dessen Heizung ein Herr sich angelegen sein läßt, während ein anderer mit dem Schnitzen eines Gebrauchsgegenstandes beschäftigt ist, sitzen plaudernde Gruppen. Dazwischen nickköppt verschlafen der eine oder andere. Strehlneeken rekeln sich in den Ecken. Auf dem Ofen stehen geöffnete Konservenbüchsen, deren Inhalt zur Abendmahlzeit gekocht werden soll. An

dem Gesims, welches die Stelle umgibt, wo das eiserne Rohr zum Dach hinausläuft, hängen Becher, Kannen, allerlei Wirtschaftsgerät. An den Wänden baumeln Rucksäcke, Beutel, Stricke, Kleidungsstücke, auch ein Packen appetitlicher Würste. Den artistenmäßigen Eindruck vollenden Wäschestücke zum Trocknen ausgehängt, denn je länger die Reise dauert, desto mehr wächst das Bedürfnis nach Reinigung des geringen mitgenommenen Wäschevorrats. Die Frage der Säuberung, der Reinlichkeit, des Waschens war überhaupt eine der unangenehmsten. Am Morgen nach dem Aufstehen, sobald der Zug etwas länger hielt, mußte man sich im Freien waschen. Und was für ein Waschen war es! Meist mit Schnee, wenn nicht zufällig etwas warmes Wasser zu erlangen war. Notdürftig machten Hände und Gesicht mit Seife und Wasser, bezw. Schnee Bekanntschaft. Die Unsauberkeit, der Mangel von Aborten bei gemeinsamer Fahrt beider Geschlechter war wohl ganz scheußlich. Nach Einstellung eines Sanitätswagens wurde den Kranken und den Damen in dieser Beziehung eine Erleichterung zu teil. All diese für den Kulturmenschen schier unerträglichen Dinge trug man mit Würde und Humor, machte denen Courage, welchen der Mut sinken wollte.

Am Morgen des 25. Februar fuhren wir nun mit der Nordbahn gen Osten. Auf der Station Rybazkoje (Рыбацкое), 14 Werst von Petersburg, hörten wir, daß es mit dem Frieden nichts sei: der heilige Krieg sei gegen Deutschland erklärt, Frauen und Jungfrauen sollten auch mit in den Kampf für das Vaterland. Das unsere Aktien dadurch nicht stiegen, war klar, hatte man doch vorher schon in den Zeitungen lesen können, die Bourgeois sollten zum Anlegen von Schützengräben verwandt werden, das freie Volk müsse diese Leute im Kampf ausnutzen. Doch wir ließen uns nicht unterkriegen, beschlossen das Unvermeidliche mit Würde zu

tragen, machten gelegentlich Versuche gemeinsamer Lektüre, was aber auf die Dauer wegen des durch das Fahren verursachten Lärms sich nicht durchführen ließ. Man beschäftigte sich aber so oder so, und die Zeit verging. Nach dem es feststand, daß es unaufhaltsam nach Osten weiter gehe, waren mehrere bei den Verschleppten vorhandene Exemplare des „указатель", des amtlichen russischen Kursbuchs, Gegenstand eifrigen Studiums geworden. Man studierte die Werstzahl, berechnete die bisher zurückgelegte Strecke und die bis Jekaterinburg zurückzulegende, in die Karte wurde Einsicht genommen. Die Wagengenossenschaften schlossen sich zusammen. Wer einen größeren Vorrat von Humor und Courage hatte, spendete davon den Genossen. So half man einander und ließ die „Kummerziegen" nicht aufkommen.

Die Fahrt durch die Gouvernements Petersburg, Nowgorod, Wologda war einförmig, interessierte aber durch den Blick auf die riesigen, eintönigen, weiten Schneeflächen, die sich vor dem Auge schier unendlich ausdehnten; da bekam man einen Begriff von der sprichwörtlich gewordenen „широкая натура" Rußlands. Weite unbewohnte Strecken, wenige jammervolle Dörfer, kaum eine Stadt, die Waldungen durch Raubwirtschaft gelichtet. Ein einförmiges, trübes Bild. Schneite es, so schien als ob auf den weiten Flächen Himmel und Erde eins werde. In einzelnen Gegenden sah man viele Windmühlen. Streckenweise zogen sich längs der Bahn riesige Holzstapel hin, meist mit Brennholz, gelegentlich auch Eisenbahnschwellen und Rundhölzer.

Als wir am 27. Februar vormittags in Tscherepowetz anlangten, hieß es: „Warme Milch zu haben!" Das war eine schöne Sache, nachdem wir zum letztenmal in Pleskau, am 21., warm gespeist hatten. Tscherepowetz ist eine große Station mit einem steinernen Bahnhof. Ein langgestrecktes

Gebäude, mit vielen unmotivierten Zieraten versehen, ein geschmackloser Bau. Dicht daneben steht, wie auf verschiedenen anderen Stationen, eine Kirche. Da wir hier längeren Aufenthalt hatten, konnte man hoffen, eine Reinigung des äußeren Menschen zu vollziehen, denn nun waren wir schon mehr als eine Woche unterwegs. Aber o weh! Nach russischer Art war der Bahnhof mit guten Einrichtungen versehen, aber diese versagten, so daß wir mit langer Nase abziehen mußten. Leider habe ich es versäumt zu zählen, auf wie viel Bahnhöfen ich das Toilettenzimmer gesperrt fand, mit der Inschrift versehen „nicht benutzbar." Am Abend desselben Tages erreichten wir Wologda, wo uns langer Aufenthalt sicher zugesagt wurde. Beim Betreten des Bahnhofs bot sich dem Beschauer ein eigenartiges Bild. Hohe, große Räume, in denen sich riesige Menschenmassen drängten, meist Soldaten und einfaches Volk. Dieses Hasten und Drängen, dieses nervöse Hin und Her war nicht das gewöhnliche Bahnhofstreiben. Da steckte etwas anderes dahinter. Aus den feilgebotenen Extrablättern ersah man alsbald den Grund. Der Krieg war in vollem Gange. Die Russen waren aus Estland verjagt, Pleskau war genommen, das Vorrücken der Deutschen stand zu erwarten. Die Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk waren also zu keinem Resultat gelangt, der Kampf ging weiter, die Deutschen machten keinen Spaß, bedrohten Petersburg. Unter diesem Zeichen stand man hier, wie die Flüchtlinge bewiesen. Wie würden diese Ereignisse auf uns wirken? Hatten wir Vergewaltigungen zu erwarten, mußten wir fürchten, daß man sein Mütchen an uns, den verhaßten „Burschuis", kühlen werde? Unruhe, Ungewißheit, Spannung. Gegen diese seelische Unruhe boten ein kleines Gegengewicht 2 angenehme Entdeckungen: es gab die möglichkeit der Reinigung und warmes Essen. Der Toiletteraum war wirklich

benutzbar, so daß man sich einigermaßen waschen konnte, auch gab es da einen Friseur. Nach der Reinigung warme Suppe und Kaffee — prächtig! Man aß übrigens mit Holzlöffeln („demokratische Löffel" nannte sie lächelnd der Diener), da im freien Rußland das reisende Publikum sich die Freiheit nahm, wertvollere Löffel einzustecken. Daß im freien Rußland das Trinkgeld abgeschafft war, ersah man aus Plakaten auf den Speisetischen. Die Bedienten bilden jetzt Genossenschaften, welche die Preise in den Gastwirtschaften festsetzen und dabei ihren Vorteil wahren.

Unsere Lebensgeister waren nun erfrischt und wurden es noch mehr, als sich in den Verkaufsständen am Bahnsteig Pfefferkuchen fanden, von denen wir einige Pfund trotz des hohen Preises — das Pfund kostete etwa 4 oder 5 Rbl. — erstanden.

Mittlerweile hatte sich herausgestellt, daß mehrere unserer Genossen krankheitshalber nicht weiter konnten und in Wologda zurückbleiben mußten. Es waren Pastor Walter und Frau, Dr. Heerwagen und Herr v. Pistohlkors. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich wieder welche Bedeutung unsere „Schweden" hatten. Die bolschewistischen Behörden und unser Kapitano hätten es nie und nimmer gestattet, die Kranken zurückzulassen, wenn unsere guten Engel nicht so fix bei der Hand gewesen wären und trotz aller Widerreden ihren Willen energisch durchgesetzt hätten. Bemerkt sei hierbei, daß in Rybazkoje das Ehepaar Helmersen wegen Krankheit ausgesetzt worden war und daß in Swanka das Muussche Ehepaar sich still gedrückt hatte, da Frau Muus infolge des Erlebten die Fahrt nicht weiter ertragen konnte.

Dem energischen Auftreten unserer „Schweden" verdankten wir es, daß von Wologda ab für die Kranken, Alten und Schwachen eine große Erleichterung eintrat: ein Sanitäts-

wagen wurde eingestellt, in dem die Krankenschwester das Regiment führte. So konnten wenigstens die dort Aufgenommenen sich einigermaßen waschen und umkleiden.

Da sich auf Grund von Umfragen ergeben hatte, daß viele von uns mit Gegenständen des täglichen Bedarfs schlecht versehen waren, hatte sich Herr v. Bremer entschlossen, in Wologda zurückzubleiben, um dort Einkäufe zu machen. Ihm schloß sich Frau Sintenis, welche Wologda kannte, als Schwester des Roten Kreuzes an, wir fuhren in der Frühe des 28. Februar von Wologda ab und passierten an demselben Tage die alte, malerisch gelegene, in der Geschichte Rußlands eine Rolle spielende Stadt Galitsch im Gouvernement Kostroma. Je weiter wir nach Osten kamen, desto bequemer wurde die Versorgung: in den Hungergouvernements Petersburg, Nowgorod waren wir auf den Stationen um Brot angebettelt worden, jetzt bot man uns sogar Weißbrot an, Milch gab es schon reichlich, Butter zeigte sich auch, und zwar gepreßt, in sehr guter*) Qualität. Der Verkauf der Produkte auf den Bahnhöfen ging, falls nicht Buden für die Versorgung des durchreisenden Militärs errichtet waren, in sehr primitiver Weise vor sich. Auf dem Bahnsteig standen oder hockten Bäuerinnen und Kinder, die in Holzfäßen und Flaschen von fragwürdiger Reinheit Milch feilboten; Brot, Wurst, Butter u. a. wurde in schmutzigen Körben gehalten. Um diese Verkäufer drängten sich nun die kaufenden Passagiere. Dazwischen schoben sich Männer und Knaben in bäuerlicher Tracht, welche uns und unsere Mitpassagiere — unser Trakt wurde streckenweise mit anderen Teplutschken zusammengekoppelt, welche

*) Es ist wahrscheinlich, daß bei der Butterproduktion die baltischen Provinzen eine Rolle spielen. Dort sind nämlich viele lettische und estnische Meier ausgebildet worden, die später nach Rußland gingen und ihre in der Heimat erworbenen Kenntnisse den russischen Bauern beibrachten.

mancherlei Volk, oft heimkehrende Soldaten beförderten — wie die Wundertiere anstaunten. Das gab ein buntbewegtes Bild.

Am Abend des 1. März in Wjatka angelangt, mußten wir in unseren Wagen, welche zwischen ein Gewirr von Frachtwaggons gefahren waren, warten. Plötzlich kam die Kunde, es gäbe in der Nähe eine Schießerei, man hörte auch ganz in der Nähe Schüsse. Da ertönte der Ruf „Heraus aus dem Wagen, schnell!" Es hieß, man sollte die Sachen mitnehmen, dann aber kam der Befehl „Sachen zurücklassen! Schnell mitkommen!" Jeder lief nun, so schnell er konnte — man stelle sich die Alten, Kranken und Schwachen vor — den Führern nach zum Bahnhof, dessen Lichter aus dem Abenddunkel hervorleuchteten. Vor der Bahnhofsanfahrt wurden wir aufgestellt und harrten wieder einmal, dieses Mal doch wohl in besonders unruhiger Stimmung. Weshalb dieses plötzliche Gerenn? Was sollte mit uns geschehen? Wollte man uns ins Gefängnis stecken? Sollte uns ein Leid angetan werden? War unser letztes Stündlein gekommen? Solche Fragen schwirrten hin und her, ähnliche Gedanken bewegten die Seele — da kam die Erklärung. In Wjatka war ein Zug mit bewaffnet heimreisenden Soldaten eingetroffen. Da in der Stadt die Rote Garde formiert wurde, hatte man Gewehre nötig; daher verlangten die mit der Formierung betrauten Offiziere und Matrosen, daß die Eingetroffenen ihre Waffen ablieferten. Da diese es nicht gutwillig tun wollten, kam es zu bewaffneten Auseinandersetzungen. Nun fürchteten die „Schweden", daß bei dem in der Nähe unseres Standorts sich entwickelnden Gefecht — einzelne der Schießenden saßen sogar unter einem von unseren Waggons —, wir in Gefahr geraten könnten und brachten auf die geschilderte Weise uns schnell in Sicherheit.

Nachdem wir eine Zeitlang vor dem Bahnhof gestanden hatten, gab unsere lettische Wache das Ziel zum Aufbruch: es ging zuerst eine Treppe hinauf in eine höher gelegene Straße, dann an kleinen Häusern vorbei kreuz und quer. Die einzige Beleuchtung kam aus den Fenstern der Häuser — Straßenlaternen gab es nicht. Bei dem unsicheren Licht konnte man an den Konturen der Gebäude erkennen, daß sie die bekannte Blockhausform des russischen Hauses mit dem nach 4 Seiten abfallenden Dach hatten. Der Schnee lag hoch an den Seiten der Straßen, mehrfach bis an das Dach der Häuser emporragend. Wir stapften durch den Schnee, bis wir in die Nähe eines Bahndammes gelangten; nachdem wir ihn passiert hatten und ein kleines Stück durch tiefen Schnee gewatet waren, erblickten wir im Dunkel eine Reihe von Waggons: da waren auch unsere dabei, die man dank der Fürsorge unserer Beschützer aus dem Schußbereich an einen sicheren Ort gebracht hatte.

Wir fanden unsere Sachen vollzählig vor und konnten uns zur Nachtruhe einrichten. Nachdem wir die Nacht in Wjatka verbracht, ging es am 2. März weiter nach Osten, z. T. durch schönen Nadelwald. Die Bäume im tiefen Schnee, die Aeste dick mit Schnee bedeckt und von der Last niedergebeugt, brachten eine malerische Wirkung hervor. Man dachte unwillkürlich an Wereschtschagins Waldbilder. Ist es Zufall, daß man eine Station in dieser Gegend Wereschtschagino genannt hat, oder hat der große Maler hier gewohnt und Studien gemacht? Uebrigens trägt in einer Entfernung von 50 Werst eine Station ihren Namen nach einem anderen großen russischen Künstler, dem Komponisten Tschaikowsky. In Wereschtschagino spielten sich interessante Dinge ab.

Wir hatten hier einen längeren Aufenthalt und bemerkten auf einem toten Geleise mehrere Salon- und Gepäck-

wagen. Ein Teil des amerikanischen, japanischen, chinesischen, siamesischen und brasilianischen Gesandtschaftspersonals befand sich hier, wegen der unsicheren Verhältnisse aus Petersburg hergeschickt, auf Weisungen wartend. Die Herren von der amerikanischen Gesandtschaft interessierten sich nun, als sie unseren Zug stehen sahen, dafür, wer wir seien, und erhielten vom Fürsten Lieven die nähere Aufklärung. Sie wollten es nicht glauben, daß eine so sinnlose Brutalität möglich sei und meinten, man bände ihnen etwas auf; schließlich mußten sie sich von der traurigen Wahrheit überzeugen. Da haben sie sich sehr menschenfreundlich benommen: sie übergaben dem Fürsten Lieven eine Summe von mehreren Hundert Rubeln zur Verteilung an die Bedürftigsten unter uns. Sie könnten, sagten sie, sonst nichts weiter für uns tun, aber nach ihrer Heimkehr wollten sie durch die Presse bekannt machen, zu welcher Barbarei sich der neue russische Maximalistenstaat versteige.

Um die Mittagszeit des zweiten Sonntags auf unserer Reise, des 3. März, hielt unser Zug bei der etwa 2 Werst von der gleichnamigen Stadt entfernten Station Kungúr. Die Stadt Kungúr, malerisch auf einem Höhenrücken an der Sylwa gelegen, bekannt durch ihre Lederindustrie, hat eine traurige Berühmtheit dadurch erlangt, daß hierher zu Beginn des Krieges von der zarischen Regierung viele Einwohner der in Livland gelegenen deutschen Kolonie Hirschenhof verschickt wurden. Mit der Schilderung all des Elends, welches diese Verschickung schuf, ließen sich Bände füllen — ein Beitrag zur Geschichte der vom alten Regime begangenen Verbrechen.

Beim Betreten der Station Kungúr fühlte man sich nach Asien versetzt. Auf der linken Seite des Bahnhofsgebäudes eine Rampe, von der man hinabsteigt, um zu den Fuhrmannsständen zu gelangen. Auf diesem Wege sehen wir

Händler beiderlei Geschlechts, welche, auf der Erde hockend, ihre Waren in unsauberen Gefäßen und Körben zum Verkauf darbieten. Die Fülle der angebotenen Eßwaren wuchs, besonders Milch, Weißbrot, die bekannten Baranki (runde Kringel aus Weizenmehl). Auf dem Bahnhof von Kungúr fiel mir zum erstenmal das Plakat auf, welches ich später sehr oft gefunden habe: ein riesiger Anschlag, worin die Soldaten aufgefordert werden, die Bahnbeamten nicht zu mißhandeln, anderenfalls würden diese ihre Posten verlassen, und die Soldaten könnten nicht mit der Bahn heimkehren. Ein hübsches Bild der Zustände!

War die Partie um Kungúr mit dem hohen Ufer der Sylwa schon hübsch gewesen, so gestaltete sich die Fahrt von Kungúr ab an diesem Sonntagnachmittag, als wir in den Ural hineinkamen, immer schöner. Die Bahn begann zu steigen, wenn auch die Steigung mäßig ist, da der Ural sich nicht über eine Höhe von 450—500 Metern erhebt. Felskegel aus Kalkstein ragten empor in den Formen der sächsischen Schweiz, Schluchten mit schönen Ausblicken taten sich auf, das typische Bild der Gebirgsbahnen eröffnete sich beim Hinausblicken: wie eine lange Schlange auf gewundener Bahn sich hinziehend der Zug, von der keuchenden Lokomotive geschleppt. Das Wetter war mild, so daß wir die Tür weit aufmachen und möglichst viele Insassen an dem schönen Bilde sich erfreuen lassen konnten. Prächtige Blicke hatte man auch von der Terrasse der Station Schalja, wo wir an diesem Nachmittag hielten. Die Bahngebäude der Uralbahn sind nämlich viel geschmackvoller als die der Nordbahn, deren eines ich früher charakterisiert habe. Vom Bahnsteig geht es auf breiter Treppe zu dem auf hoher Terrasse liegenden Bahnhof, von welchem man infolge seiner hohen Lage einen freien Ausblick hat. Die Gebäude sind einstöckig, aus Holz,

in ihrer Bauart der Holztechnik angepaßt, störende Zieraten gibt es kaum bis auf die zwecklosen, an den Giebelspitzen angebrachten Stöcke, welche wie Fahnenstangen anmuten, aber diesen Zweck nicht zu haben scheinen, da die bez. Aufzugsvorrichtungen nirgends zu sehen waren.

Am Montag, dem 4. März, hielten wir frühmorgens im Walde bei schönem Winterwetter nicht gar weit von der Stadt, welche uns zum Aufenthaltsort bestimmt war — Jekaterinburg. Im Laufe des Vormittags trafen wir denn auch ein und wurden, nachdem wir zuerst zwischen Frachtwagen auf einem abgelegenen Strang gestanden hatten, wobei einige Chinesenjungen durch ihre Jongleurkunststücke uns die Zeit vertrieben, in die Nähe des Bahnhofs Jekaterinburg II geführt. Das Geleise lag hoch, so daß wir von dort einen Blick auf die Stadt genossen. Da lag sie vor uns mit ihren breiten Straßen und niedrigen, wie Pfannkuchen hingeklatschten Häusern, aus denen mehrere Kirchen und einige Profanbauten unverhältnismäßig hoch hervorragten, ein unorganisches Gebilde, dessen unerquickliches, ungemütliches Gepräge viele russische Städte an sich tragen. Was sollte mit uns nun geschehen? Unsere Vertreter und der Kapitano waren zur Verhandlung mit den betreffenden Autoritäten fortgegangen, wir warteten . . . Da erschien Fürst Lieven, der im Verein mit seiner Gattin in liebevollster Weise während der Verschleppung sich der Leidensgefährten angenommen hat, und teilte mit, es heiße, daß wir fürs erste in den Wagen bleiben, dort eine Mahlzeit erhalten, dann gruppenweise die Wohltat der Reinigung in einer Badstube genießen sollten. Große Freude darob und Hoffnung auf eine günstige Schicksalswendung, hofften wir doch auf baldigen Frieden und die sich daraus für uns ergebenden günstigen Folgen. Man sprach von Unterbringung in der Stadt, das mache wohl

Schwierigkeiten, werde sich aber wohl durch die in Jekaterinburg befindliche schwedische Delegation — so lautete ihr Titel — ermöglichen lassen usw. Dann aber sahen wir einen Vertreter des Jekaterinburger Bolschewikenregimes zusammen mit dem Kapitano auf unseren Zug loskommen — es war, wie wir später erfuhren, der Gefängniskommissar. Man hatte also gar nicht daran gedacht, uns einen anderen Aufenthalt als das Gefängnis anzuweisen — es war selbstverständlich, daß die 2 400 Werst hergebrachte Beute innerhalb der Gefängnismauern festgehalten würde.

V. Im Gefängnis.

Bald ertönte der Ruf: „Fertig machen zum Abmarsch! Es geht ins Gefängnis." Nun hieß es, rasch die Wagen verlassen und sich mit dem Gepäck auf einem mit allerlei Gerümpel, Abfall, Unrat (zum Glück in gefrorenem Zustande) bedeckten Platze aufstellen. Auch die Alten und Kranken mußten den Sanitätswagen verlassen und mit uns zusammen bei der Kälte an der hoch gelegenen, zugigen Stelle bei eisigem Winde geduldig warten, bis es der hohen Obrigkeit beliebte, das Signal zum Aufbruch zu geben. Schön war es nicht, wie wir, mit unseren Sachen bepackt, die 4 Werst bis zum Kreisgefängnis durch die Straßen der Stadt ziehen mußten. Mit Mühe und Not konnten einige Fuhrwerke aufgetrieben werden, um ältere und schwache Personen aufzunehmen. An dem Bahnhof vorbei, dessen Fenster dicht besetzt waren mit schaulustigem Publikum, kamen wir in eine Vorstadt mit breiten Straßen und niedrigen, sehr bunt bemalten Häusern in russischem Blockhausstil. Das Publikum auf der Straße betrug sich sehr anständig, nur ein kleiner von einem der an den Straßen zahlreich vorhandenen Eis-

bergen rodelnder Bengel rief uns das beliebte Schimpfwort „Burschui" zu, wofür ihn ein Strehlneek mit dem Flintenkolben bedrohte. Dann begegnete uns ein Schlitten mit einem Herrn und einer Dame darin, und wir hörten in deutscher Sprache die Frage: „Woher kommen Sie?", worauf aus unseren Reihen prompt die Antwort ertönte: „Aus Livland". Verklangen auch diese trauten muttersprachlichen Laute wieder schnell, so war es doch wie ein Aufleuchten in dunkler Nacht, wie ein Gruß von den Lieben in der Heimat, wie ein freundlicher Trost, denn zum Schwersten und Demütigendsten gehörte dieses herdenmäßige Getriebenwerden.

Nach einem Marsch durch verschiedene Straßen der Vorstadt gelangten wir zu einer großen eisbedeckten Fläche, an deren rechtem Rande ein großer Garten lag; geradeüber erblickte man am Rande der Fläche eine erhöhte Anfahrt, hinter der sich mehrere stattliche Gebäude erhoben, hinten links schien eine Brücke sich zu befinden. Diese Fläche war, wie sich später ergab, ein Teich, welchen der Fluß Issetj bildet, ehe er, hinter der „Zarenbrücke" aufgestaut, mit so starker Strömung weiterfließt, daß er sich im Winter nicht mit Eis bedeckt. Auf der erwähnten Anfahrt angelangt, zogen wir in den „Hauptprospekt" (главный проспектъ), die Hauptstraße Jekaterinburgs, an einer geschmacklosen, grün angestrichenen Kirche vorbei, passierten den Unterbau eines gestürzten Denkmals — es soll das des Zar-Befreiers, Alexanders II., gewesen sein, — auf dem statt des entfernten Standbildes eine rote Fahne wehte, die 4 das Denkmal umgebenden Kandelaber waren rot verhüllt, die vorn am Sockel befindliche Inschrift war verschmiert. Nachher wurde uns erzählt, das Denkmal sei nach einem der Kämpfe zwischen den Bolschewiken und den Vertretern des alten Regimes gestürzt worden; hinter ihm hätte man mehrere gefallene Frei-

heitshelden bestattet. Einige Tage nachher habe man einen toten Hund vor dem Denkmal gefunden mit einem Zettel: „Gefallen für die Freiheit".

Auf der breiten, in der Mitte und an den Seiten mit Pappeln bepflanzten Hauptstraße, vorbei an einer Reihe recht stattlicher Gebäude, von denen sich mehrere durch Aufschriften als Bankinstitute kenntlich machten, gelangten wir endlich zu 2 geschmacklosen Obelisken, welche das Ende der Straße und der Stadt bezeichneten. Jenseits dieser Grenzzeichen sah man freies Feld, aus dem sich einzelne Baulichkeiten hervorhoben, nach rechts führte eine Birkenallee. Nun mußten wir über das vor uns liegende Schneefeld waten und sahen in der Nähe eines hinten liegenden Waldes einen Komplex von Gebäuden — das war unser Bestimmungsort, das Kreisgefängnis von Jekaterinburg! Vor diesem eingetroffen, erfuhren wir, daß die Gefangenen nach den Geschlechtern getrennt werden sollten — ein harter Schlag für die Ehepaare, zumal für solche, wo der eine Teil auf die Pflege durch den anderen angewiesen war. Es dauerte geraume Zeit, bis unser Einzug in die neue Behausung sich vollzog: als sich die Tür hinter uns schloß — ich war einer der letzten — durchfuhr die Seele ein Schauer. Abgeschlossen von der Welt, von Gottes freier Natur! Waren wir bisher auch Gefangene gewesen, so hatte man doch mit allen Genossen verkehren können, hatte sich in der Natur bewegt; jetzt aber umschlossen uns Gefängnismauern, wir waren von der Außenwelt abgesperrt. Die Eindrücke, welche wir im Gefängnis gewannen, waren je nach den Zellen und dem Wartepersonal ganz verschieden: einzelne Zellen ließen sich verhältnismäßig brauchbar einrichten, hatten Pritschen oder Rahmen zum Errichten von Lagerstätten, andere entbehrten jeglicher Ausstattung und waren — das Schrecklichste von allem — voller Wanzen. Unsere armen Damen haben ge-

rade hierunter schwer zu leiden gehabt, haben auf blanker Diele schlafen müssen, hatten keinen Stuhl, keine Bank, kein Fach für ihre Sachen. Das Wartepersonal im Frauengefängnis ist z. T. sehr roh gewesen, denn es ist passiert, daß in Fällen von Magenerkrankung die Erkrankten nicht hinausgelassen wurden. Sehr freundlich hat eine im Gefängnislazarett angestellte Zahnärztin sich der Damen angenommen. Sie waren in 2 Zellen untergebracht, in deren einer 34 ohne Lüftung leben mußten.

Der Schmutz im Gefängnis war nicht so groß, wie man ihn sich vorgestellt hatte und ließ sich mit Hilfe des durch schnöden Mammon gewonnenen Dienstpersonals wenigstens einigermaßen beseitigen. Nun richtete man sich ein, so gut es ging. Die Tagesordnung regelte sich von selbst. Um 6 Uhr (am Sonntag um 7) wurde geläutet, dann kam der Morgenappell, bei dem durch einen Oberaufseher, den „crapmiü", die Anwesenheit aller Zellenbewohner festgestellt ward, darauf wusch man sich im Korridor an einer Waschvorrichtung, die ganz gut angelegt, aber sehr schlecht und unsauber gehalten war, kleidete sich an, säuberte die Zelle, wobei unter den Zellengenossen eine bestimmte Ordnung und Reihenfolge eingehalten wurde. Nach der Morgenandacht bereitete man sich mit dem heißen Wasser, welches die Gefängnisverwaltung am Morgen und Nachmittag bot, den Morgenimbiß. Bald darauf viertelstündiger Spaziergang auf dem von Mauern umschlossenen Gefängnishof. Allmählich lernte man diese kurze Zeit durch Dauerlauf oder energischen Schritt gründlich ausnutzen, lüftete dabei Bettdecken und Kissen. Aus der frischen Luft in die Zelle zurückgekehrt, widmete man sich verschiedenen Beschäftigungen, diskutierte über verschiedene allgemein interessierende Fragen (Krieg und Frieden, Weltkrieg, Krieg und Religion, Zukunft unserer Heimat u. a.). Dann kam das

Essen, meist bestehend aus einer Erbsensuppe, die nicht schlecht zubereitet war, aber in fürchterlich unappetitlichen Metallschalen aufgetischt wurde.

Am Nachmittag gab es einen zweiten viertelstündigen Spaziergang. Gelegentlich ging man in die Gefängnisbude, die von der Verwaltung unterhalten und von Gefangenen bedient wurde. Dort konnte man seine Vorräte an Butter, Zucker, Käse, Brot ergänzen; auch gab es Rauchwerk, Schreibmaterial u. ä. m. Sehr ersehnt war die Zeit zwischen 4 und 5. Dann erschien Fürst Lieven mit einem Begleiter. Sie brachten die von der schwedischen Delegation täglich gespendete Mahlzeit. Dann erfuhr man durch den Fürsten einiges von der Außenwelt, er brachte Zeitungen, Extrablätter, verteilte Gegenstände, die von den „Schweden" geschickt waren, denn diese durften nicht zu uns kommen — statt ihrer war dem Fürsten die Vertrauensstellung als unserem Versorger eingeräumt worden, so daß er sich freier bewegen und den Leidensgefährten helfen konnte. Das hat er in reichem Maße getan und sich unser aller Dank und Liebe erworben.

Gegen Abend wurde zuweilen etwas Gemeinsames vorgenommen, Karten, Schach gespielt, gelesen (z. B. der Faust). Um 10 Uhr ging es nach gehaltener Andacht zu Ruhe.

Die erwähnten Besuche des Fürsten Lieven brachten uns die Gewähr, daß man draußen unser gedenke und für uns wirke. Da war es sehr natürlich, daß die Frage nach Krieg und Frieden immer wieder auftauchte, hing doch davon die Gestaltung unseres Schicksals ab. Bald nach unserer Einsperrung suchte uns der Gefängniskommissar auf, ein pockennarbiger junger Mann mit roter Halsbinde, von dem die Sage ging, er sei früher Kutscher gewesen. Er benahm sich leutselig, empfing auch einige verlautbarte Wünsche. Nach einigen Tagen kam er in Begleitung eines Mannes wieder, der sich

als Präses der Untersuchungskommission der Uralrepublik (bestehend aus den Gouvernements Wjatka, Perm, Ufa, Orenburg) vorstellte. Auf unsere Frage, weshalb wir eingesperrt seien und welche Aussichten auf Freilassung wir hätten, konnte er uns nur so viel sagen, daß gegen uns keine besondere Anklage vorläge — wir würden als Geiseln festgehalten. „Wofür sind wir denn Geiseln?" „In Walk" antwortet jetzt der Kommissar statt des Untersuchungsbeamten „sind Maximalisten umgebracht; deshalb hält man Sie fest". Jetzt war es klar, daß die Erzählungen von dem früheren Beruf dieses Mannes wahr seien — das bewies der Blödsinn seiner Worte. Der Gerichtsbeamte forderte die Gefangenen auf, Gesuche wegen Freilassung an die Regierung der Uralrepublik zu schicken. Daraufhin wurden von den verschiedenen Zellen die betr. Gesuche verfaßt, unterschrieben und eingereicht. Ein solcher Hoffnungsschimmer ließ das Zünglein der Stimmungswage wieder emporschnellen. Wie stand es aber mit dem Frieden? War Aussicht dazu vorhanden oder nicht? Da kam eines Tages Fürst Lieven und brachte die Zeitungsnachricht, der Friede sei abgeschlossen und solle nach 14 Tagen ratifiziert werden. Im Punkt 6 der Friedensbedingungen war unsere Befreiung vorgesehen. Nun wurden kühne Pläne gemacht, wann wir frei kommen könnten. Bald darauf sank aber die Stimmung wieder, da die maximalistischen Zeitungen — und nur solche bekamen wir — verkündeten, es sei zweifelhaft, ob die Uralrepublik sich dem Frieden anschließen würde. So schwankte man wieder zwischen Hoffnung und Furcht, wie wir es ja seit Wochen gewohnt waren.

Verweilen wir indessen noch ein wenig bei den anderen Eindrücken, die auf uns wirkten. Bald nach unserem Einzug trafen wir auf dem Korridor mit mehreren Personen zusammen, die sich angelegentlich nach uns erkundigten und fragten,

wie und weshalb wir gefangen seien, sie waren ihrerseits gern bereit, von sich und der Lage zu erzählen, in welcher sich die Stadt und ihre Umgebung augenblicklich befänden. Da erfuhren wir, daß gleichzeitig mit uns verschiedene Personen aus höheren Kreisen im Gefängnis säßen, u. a. der frühere Gouverneur von Perm, ein Vizegouverneur, ein Bischof, ein früherer Gefängnischef. Dann war da ein Wurstfabrikant und Großkaufmann, dem seine Angestellten das Geschäft fortgenommen und unter ihre Kontrolle gestellt hatten; als er der neuen Regierung die ihm auferlegte Steuer von 100 000 Rbl. nicht zahlte, wurde er eingesteckt. Mit dem Prozeß eines früheren Polizeichefs wurden wir bekannt gemacht, aus dem hervorging, daß der betr. Herr in großartigem Maßstabe sich hatte bestechen lassen; er wurde während unserer Gefängniszeit zur Zahlung einer hohen Summe verurteilt, die aber geringer war als das Geld, welches er durch die „hohlen Hände" sich angeeignet hatte. Dieser Prozeß kennzeichnete deutlich die Verderbtheit der dortigen Verhältnisse. Der Metall- und Edelsteinreichtum des Bodens hat die dortige Gegend zu einem zweiten Kalifornien gemacht, in dem Abenteurer verschiedenster Art auftreten, wo Lug und Trug, Meineid und Wortbruch an der Tagesordnung sind. Zur Illustrierung des Bodenreichtums nur 2 Beispiele. Ein Kaufmann will sich in Jekaterinburg eine Fabrik bauen. Beim Graben des Fundaments entdeckt er so reichhaltige Goldadern, daß er aus deren Ertrag den Bau der ganzen großen Anlage bestreitet. Der evangelische Ortspastor erzählte, es sei eine häufige Erscheinung, daß die Leichen in Erde gebettet würden, welche mit Kupfererzen gesättigt wäre. Der Reichtum der mehr als 80 000 Einwohner zählenden Stadt hat denn auch die Maximalisten veranlaßt, sich dessen nach Möglichkeit zu bemächtigen. Während unseres dortigen Aufenthalts waren

die vielen Banken, welche den Geldverkehr zwischen Ost und West vermitteln, mit Beschlag belegt, konfisziert oder für die Konfiskation bestimmt.

Allmählich war die Woche vergangen, und der dritte Sonntag während der Zeit unserer Gefangenschaft nahte heran, der 10. März. Von der Gefängnisverwaltung, deren Chef wir einmal gesehen und als äußerlich liebenswürdigen, aber dem Gefängniskommissar und dem „Rat der Gefängniswärter und Arrestanten" gegenüber gänzlich einflußlosen Mann kennen gelernt hatten, wurden wir benachrichtigt, daß die Pastoren unter uns das Recht bekämen, in allen Zellen Gottesdienst zu halten. Das war um so erfreulicher, als weder die Damen noch die Männer, in deren Mitte kein Pastor war, Morgen und Abendandacht gehabt hatten.

Während des Sonntags und Montags wurde viel darüber geredet, wann nach der Ratifizierung des Friedens unsere Freilassung erfolgen könne, denn unsere Aktien waren mittlerweile dadurch sehr gestiegen, daß die Uralrepublik sich bereit erklärt hatte, dem Brester Frieden beizutreten. Immerhin schien es kaum möglich, daß wir vor Verlauf einer Woche das Licht der Freiheit würden erblicken können. Da, am Morgen des Dienstag, des 12. März, sagte in unserer Zelle nach abgehaltenem Appell der ältere Aufseher mit freundlicher Miene beim Hinausgehen: „Heute werden Sie freigelassen". Wir wollten unseren Ohren nicht trauen und bestürmten den auf dem Korridor dejourierenden Wächter mit der Frage, ob es wirklich wahr sei. Dieser bestätigte lächelnden Mundes die Nachricht und sagte, es sei schon am Montag Abend ein Telegramm aus Petersburg eingetroffen mit der Order, uns freizulassen; dann habe eine Beratung des „Gefängnissowjet" stattgefunden und der Chef die Vollmacht erhalten, es den Gefangenen mitzuteilen. Das war auch in mehreren Zellen

geschehen und hatte zur Folge, daß verschiedene Insassen vor Freude kaum geschlafen hatten. So war es denn wirklich wahr! Daß es keiner großen Vorbereitungen bedurfte, braucht nicht gesagt zu werden. Gruppenweise zogen wir in Fuhrmannsschlitten aus dem finsteren Hause fort, das uns mehr als eine Woche wider unseren Willen beherbergt hatte.

VI. Im deutschen Hospital.

Es war ein schöner, kalter Wintertag, an dem wir das Gefängnis verließen. Von der Höhe, auf der das Gefängnis liegt, hatte man den Blick auf die breit hingelagerte Stadt mit dem dahinterliegenden Waldgebirge des Ural. Schnell entführten uns die flinken Pferde zur Stadt, an den beiden Obelisken vorbei auf die Hauptstraße, von dieser links ab in eine Nebenstraße. Vor einem hohen roten Steingebäude hielten wir, traten in den Treppenraum, und was sahen wir da! Deutsche Soldaten, deutsche Offiziere! Ja, wie sollte man das verstehen? War es ein Wunder? Nach allem Erlebten plötzlich in eine neue Welt versetzt. Wie hing das zusammen? Nun, allmählich wurde es uns klar. Die in Jekaterinburg bestehende schwedische Delegation richtete eben im Auftrage der deutschen Regierung ein Hospital für deutsche Kriegsgefangene ein. In diesem Hospital, welches unter der Flagge des roten Kreuzes segelte, nahm man uns freundlich auf, hier sollten wir bleiben, bis unsere „Schweden" mit der Bahnverwaltung und dem Jekaterinburger Sowjet die Frage der Beförderung geregelt hätten. Wie herzlich und liebenswürdig wir von den Offizieren empfangen wurden, wie sie alles, was sie hatten, mit uns teilten, wie wir die ihnen zur Verfügung stehenden Räume benutzen durften, das vermag ich nicht zu schildern, dafür ist nicht genug zu danken. Und das alles wurde

uns zuteil, nachdem wir 3 Wochen in russischem Schmutz, unter Bedrohung, in steter Ungewißheit uns befunden, in primitivster Weise uns hatten behelfen müssen, nachdem wir eben erfahren, daß kurz vor unserer Freilassung 3 unserer Genossen — Fürst Lieven, Herr v. Sivers und Herr v. Vegesack — zum Tode verurteilt waren und die Vollstreckung des Todesurteils nur durch das unter dem Druck der deutschen Regierung aus Petersburg gesandte Telegramm verhindert war! Mußten wir da nicht Gott danken, daß er uns so wunderbar beschützt hatte! Diesem Dankgefühl gab Pastor Baerent-Arrasch in zwei ergreifenden Gottesdiensten Ausdruck, die er am 13. und 14. März hielt.

Herrliche Menschen, diese deutschen Offiziere! Es war eine Lust, mit ihnen zusammen zu sein, nachdem man den Pfuhl verlassen. Aber wie kamen sie her? Sie waren als Kriegsgefangene mit der Einrichtung des Hospitals beauftragt und sollten Konzentrationslager für die deutschen und österreichischen Kriegsgefangenen einrichten als Vorbereitung zum Rücktransport nach endgültigem Friedensschluß. Reizende Stunden haben wir oben im Offizierszimmer bei reichlich gespendetem Kaffee verbracht. Einen schönen Blick genoß man aus den breiten Fenstern auf die Stadt und darüber hinaus auf den Ural. Der an das Offizierszimmer angrenzende Raum, in welchem unsere Damen in Betten schliefen — wofür sie unendlich dankbar waren nach dem im Gefängnis Erduldeten —, hatte eben so große Fenster und bot den gleichen Blick wie der Nebenraum; dort lasen wir, um uns die Zeit zu vertreiben, am 13. März ein Stückchen aus dem Faust. In demselben Stockwerk standen auf einem Balkon, von dem aus man in den Hauptkrankensaal hinabblickte, Betten für unsere Alten, Kranken und Schwachen. Die hohen, hellen Räume des Hauses, sehr geeignet für ein Krankenhaus, hatten einst

eine Kunstschule beherbergt. Während des Krieges war das Haus als russisches Lazarett entsetzlich versudelt worden, so daß die deutsch-schwedische Verwaltung große Mühe gehabt hat, den Schmutz zu beseitigen. Der größere Teil unserer Gesellschaft schlief in einem Saal des unteren Stockwerks und im Treppenhause auf der Diele, einzelne richteten sich in einem Vorraum auf Tischen ein. Da der Jekaterinburger Sowjet auf Grund von Punkt 6 des Friedensvertrages für unsere Sicherheit haftete, man aber während der Nacht Pöbelausschreitungen befürchtete, erhielten wir als Nachtwache rote Gardisten, welche ihr Wachlokal im Treppenraum aufschlugen. Es ist aber während der beiden Nächte nichts Beunruhigendes geschehen. Wegen der unruhigen Stimmung stand jedoch das Hospital am 13. und 14. März unter dem Schutz der Roten Garde, so daß das Ausgehen nur truppweise unter Begleitung von Gardisten gestattet war. Dadurch war man verhindert, freie Spaziergänge zu machen, ich habe aber am 12. März, als wir noch unbefangen im Hospital lebten, mir auf einem großen Spaziergange die Stadt näher angesehen. Sie liegt weit ausgebreitet auf etwas gewelltem Gelände. Der früher genannte Fluß, die Issetj, kommt von Nordwesten, vereinigt oberhalb der Stadt die beiden Arme, in welche er sich geteilt hat, um bald darauf das große Becken zu bilden, über dessen Eisdecke wir am 4. März gegangen waren. An dem einen der beiden erwähnten Arme, der durch ein Kiefernwäldchen fließt, liegt eine Anzahl von Landhäusern; von einer über den Fluß führenden Brücke hat man einen hübschen Blick auf die Stadt, welche wie ein Bild im Rahmen daliegt. An dem anderen Arm befindet sich eine große Gußeisenfabrik mit vielen Arbeiterwohnungen. Im Sommer muß die Stadt einen freundlichen Anblick gewähren, da das Bassin, die Zarenbrücke mit dem daran befindlichen Garten, das Grün der Straßenalleen dem Auge Abwechslung bieten mögen.

Im Winter macht sie einen recht langweiligen Eindruck. Unglaublich primitiv ist die Wasserversorgung. Es gibt keine Wasserleitung, sondern das Wasser muß in Bottichen aus dem Fluß geholt werden. Aber Theater und Kinos in Fülle! Eine evangelische und eine katholische Kirche sind da, beide hoch gelegen. Den evangelischen Amtsbruder besuchte unser Leidensgefährte Pastor Wolansky und erfuhr, daß in der Gemeinde wenig erfreuliche Zustände herrschen, z. T. bedingt durch politische Unstimmigkeiten. Sehr erfreulich aber war die Nachricht, daß mehrere Gemeindeglieder, besonders ein Bankdirektor, sich energisch für unsere Freilassung verwandt hätten, wobei auch Geld eine Rolle gespielt habe. Wie liebevoll die evangelischen Gemeindegenossen unser gedachten, bewiesen sie durch die Uebersendung von Wäsche und Kleidungsstücken für die Damen, wofür ihnen auch an dieser Stelle herzlich gedankt sei. Den Pastor haben wir nicht zu Gesicht bekommen.

Große Freude herrschte, als Herr v. Bremen und Frau Sintenis eintrafen. Nachdem sie in Wologda Einkäufe gemacht, waren sie uns nachgefahren, hatten aber die falsche Nachricht erhalten, wir seien nach Sibirien abgeschoben worden. Bis hinter Omsk haben sie unsere Spur gesucht, sind unter den größten Schwierigkeiten und Unbequemlichkeiten — eingepfercht auf dem Korridor, den Koffer als Sitz benutzend — gefahren, bis sie zufällig unseren Aufenthaltsort in Erfahrung brachten und umkehrten. Für all die schönen Sachen, welche sie uns mitbrachten, ernteten sie vielen Dank, um so mehr, als die Beschaffung so viel Mühe gekostet hatte.

Während der Jekaterinburger Tage hörten wir auch über die dortigen Letten einiges. In der Jekaterinburger Sowjetregierung spielt ein Herr Tuntuls eine große Rolle, und die Vermutung liegt nahe, daß er bei der Gestaltung unserer

Schicksale vom 14. März bis 4. April nicht unbeteiligt gewesen ist. Eine im Jekaterinburger Gefängnis angestellte Lettin hat uns am 4. März mit den freundlichen Worten empfangen: „Nun endlich sind sie da, die Dickwänste aus Livland. Wir haben sie schon lange erwartet." Anders urteilte ein russischer Gefängniswärter, welcher beim Abschied zum Fürsten Lieven sagte: „Hier ist kein Platz für Sie."

Einen Begriff von dem Reichtum an Lebensmitteln in Rußland und Sibirien bekamen wir durch eine für unsere Versorgung sehr angenehme Erfahrung. Auf der Suche nach Brot waren mehrere von uns in eine Bäckerei geraten, wo sie die schönsten Kuchen aus Butterteig mit Zucker und Schlagsahne fanden, allerdings zu riesigen Preisen. Das Interessanteste bei diesem Erlebnis war jedoch, daß wir vom Bäcker, in dessen Backstube viele Säcke mit Weizenmehl standen, erfuhren, es gäbe in Sibirien Millionen von Puden verschiedener Mehlsorten, infolge der mangelhaften Verkehrsmittel könnten aber diese Vorräte nicht in den Westen befördert werden. Das wurde uns bestätigt durch den später zu erwähnenden finnländischen Eisenbahnzug, der aus dem Osten Proviant nach Finnland brachte. Wie es mit den russischen Verkehrsmitteln stand, daß wußten wir von unserer achttägigen Reise ganz genau und haben die damals gemachten Beobachtungen später reichlich bestätigen und ergänzen können. Riesige Massen von Frachtwagen auf den Stationen, meist in schlechtem Zustande, z. T. unbrauchbar, Reihen von unbenutzten Lokomotiven, mit Schnee bedeckt, manche mit einer förmlichen Gletscherkruste bedeckt. Zwischen den Geleisen Waggonteile, Wagenfedern u. a., ohne daß ein Mensch sich um dieses wertvolle Gut kümmerte. Und wie sahen die Personenwagen aus! Schmutzig, mit eingeschlagenen Fenstern, Fenster und Türen mit Brettern vernagelt, Polster ohne Bezüge, die Fensterscheiben mit einer

dicken Schmutzkruste bedeckt. Bei derartigen Verkehrsverhältnissen war es verständlich, daß wir nicht sofort nach unserer Freilassung aus Jekaterinburg abgesandt werden konnten. Es gab daher von seiten der Bahnverwaltung mancherlei Schwierigkeiten; daß auch böser Wille dabei eine Rolle gespielt hat, erscheint nach unseren späteren Erfahrungen nicht ausgeschlossen. Dieser böse Wille war aber jedenfalls bei der Jekaterinburger Sowjetregierung vorhanden. Es war festgestellt worden, daß wir unter dem Titel „befreite Geiseln" reisen sollten, die Fiktion unserer Gefangenschaft wurde also festgehalten. Bei der in der Uralrepublik herrschenden Stimmung wäre es sehr gefährlich gewesen, wenn wir auf eigene Hand und ohne Schutzmannschaft hätten fahren müssen, denn wir mußten gewärtig sein auf den Stationen vom Pöbel beleidigt und überfallen zu werden. Deshalb mußte die Jekaterinburger Regierung, welche dem Smolny und demgemäß Deutschland gegenüber für unsere Sicherheit haftete, uns eine Schutztruppe mitgeben. Mit großer Schlauheit versuchte sie sich dieser Verpflichtung zu entledigen und die Verantwortung den „Schweden" zuzuschieben. Diese gingen aber nicht auf den Leim, sondern bestanden mit gewohnter Energie und großem diplomatischen Geschick auf ihrem Schein, so daß am 14. März unsere Papiere in Ordnung, eine Schutzmannschaft besorgt und die nötigen Waggons bereit waren.

Wie die Lettin uns bei der Ankunft begrüßt hatte, so wurden wir mit einem freundlichen Abschiedswort geleitet. Der Verpflegungskommissar sagte zu unserem Vertreter, der sich über die Mangelhaftigkeit der Versorgung beschwerte: „Ich werde mich nicht um die Verpflegung der Verschickten kümmern. Mögen sie krepieren — mir ist es einerlei." Das ließ tief blicken.

VII. In der Uralrepublik.

Am Nachmittag des 14. März war alles zur Abreise bereit, und wir verließen dankerfüllten Herzens das gastliche Heim und unsere liebenswürdigen Wirte, welche uns mit vielen herzlichen Wünschen geleiteten, selbst vom Wunsch beseelt, uns bald folgen zu können. Sie sollen leider, wie wir später hörten, mancherlei Unannehmlichkeiten gehabt haben. — Glänzend hatten die „Schweden" für uns gesorgt. Wir, die bisher nur in ungeheizten oder Viehwagen gefahren waren, fanden Unterkunft in 5 Schlafwagen 3. Klasse, in denen jeder über einen Schlafplatz verfügte. Fürst Lieven, der zusammen mit den 3 Herren die Leitung des Zuges übernahm, hatte im Verein mit den erwählten Waggonältesten die Plätze verteilt, so daß die Unterbringung schnell und gut vor sich ging. Um 7 Uhr abends verließ unser Zug die Stadt, welche uns so viel Schweres gebracht, aber auch die Bekanntschaft mit edlen Menschen vermittelt hatte. Kurz vor der Abreise war die Begleitmannschaft eingetroffen, bestehend aus Gliedern der Roten Garde, welche in den verschiedenen Wagen verteilt wurden. Die Leute haben ihre Pflicht gut erfüllt und während der 4 Wochen unserer gemeinsamen Reise uns treu beschützt. Wenn, bei riesigem Zudrang auf den Stationen, Personen zu uns wollten, so haben sie diese abgewiesen; wollte man uns Wagen nehmen und uns dadurch Beschränkungen auferlegen, so sind sie für uns eingetreten. Die Unannehmlichkeit, welche dadurch erwuchs, daß wir in unserem Wagen mit 2 stinkenden, schmutzigen Gesellen in einem Raum uns aufhalten und zusammen schlafen mußten, daß man ihr bolschewistisches Geschwätz anhören und das laute Vorlesen des in ihren Zeitungen enthaltenen Unsinns sich gefallen lassen mußte, wurde durch das Gefühl der Sicherheit aufgewogen, welche ihre Gegenwart

bot. Der ältere der beiden Gardisten in unserem Wagen war der Typus eines russischen Bolschewiken. Von Geburt Kosak, hatte er als Fabrikarbeiter die revolutionären Ideen sich zu eigen gemacht, war deshalb aus dem Kosakenverbande ausgetreten; 1905 hatte man ihn wegen revolutionärer Umtriebe ins Gefängnis gesteckt. Freigelassen, ging er auf den betretenen Bahnen weiter und wurde durch die unverstandenen sozialistischen und kommunistischen Ideen, die in seinem Schädel eine heillose Verwirrung anrichteten, veranlaßt, sich den Maximalisten anzuschließen. In hochtönenden Phrasen trug er gern die maximalistischen Weltbeglückungspläne seinem jungen, ziemlich stumpfen Genossen vor. Dabei war er ein zärtlicher Familienvater, der von dem vielen Gelde, das er verdiente — er bekam als Geleitsoldat 10 Rbl. täglich und freie Beköstigung — Geschenke für seine Kinder kaufte.

Nun ging es wirklich fort, aber auf einem anderen Wege, als wir gekommen waren, auf der sog. Bergbahn, die von Jekaterinburg nordwärts zu dem durch seine Mineralschätze bekannten Berge „Blagodatj" (Gottesgabe) führt. Statt einer Strecke von 355 Werst sollten wir 470 Werst zurücklegen. Wozu der Umweg? Weil, sagte man, auf der stark befahrenen Strecke von Jekaterinburg nach Perm die Aufmerksamkeit auf uns gelenkt werden und Weiterungen entstehen könnten; wir sollten möglichst, ohne Aufsehen zu erregen, fahren, hafte doch der Jekaterinburger Sowjet für unsere Sicherheit und wolle daher Konflikte vermeiden. Stieg wohl in manchem von uns ein gewisser Verdacht auf, zumal wir wußten, daß der Verkehr auf der Hauptstrecke gar nicht groß war, so beruhigte man sich doch im Gefühl, daß es nach Hause gehe. Schließlich stellte die Fahrt auf der Bergbahn größere Naturschönheiten und mehr Abwechslung in Aussicht als der uns bekannte Weg. Und in der Tat — die Fahrt

war schön. Der Charakter des Ural blieb derselbe wie früher, aber die Berge waren höher, die Taleinschnitte tiefer, es ging höher hinauf. Wir kamen ein Stückchen nach Asien hinein. Nach der Station Goroblagodatskaja (Berg Blagodatj) passierte der Zug eine Haltestelle, in deren Nähe auf einem hohen Pfahl die deutliche Aufschrift „Asien" prangte — von dort über die höchste Stelle des mittleren Ural (Station „Uralrücken") zur Plattform „Europa". Längeren Aufenthalt gab es in Bisjer, wo mir etwas auffiel. Auf dem Wege vom Bahnhof zu den ihn umgebenden Gebäuden hatte man die großen Schneemassen nicht abgeführt, sondern nur tiefe Wege ausgegraben, so daß die Häuser wie in Schnee versunken dastanden. Geschah das aus Indolenz, oder wollte man die Häuser dadurch warm halten? Die Außentüren waren, wie ich es auch anderswo beobachtete, gepolstert. — Von Bisjer an wurde der Weg immer schöner, immer abwechslungsreicher, so daß man sich in das deutsche Mittelgebirge hineinversetzt wähnte. So fuhren wir in die Station Tschusowskaja ein im angenehmen Gefühl, ein schönes Stückchen Erde gesehen und den größten Teil des Hakens hinter uns zu haben, den wir auf höhere Anordnung hatten schlagen müssen. Dazu gab es auf der Station gute Verpflegung (Blinis). Kurz, die Lebensgeister waren angeregt, die Stimmung war gut. Dann aber begann unser Aufenthalt sich merkwürdig lange hinzuziehen. Warum? Weshalb fuhren wir nicht weiter? Was hielt uns auf? Man wurde unruhig. Frau Fama begann ihre Flügel zu regen. „Es heißt, wir sollen nicht weiter befördert werden, ja sogar zurückgeschickt werden." „Ach Unsinn! Wer wird das glauben!" Und doch verhielt es sich so. Es kam die Nachricht, ein Telegramm sei eingetroffen, uns nach Jekaterinburg zurückzubefördern. Das wirkte wie ein Donnerschlag. Da

sah man nun die Erfolge der Herren Tuntuls und Konsorten, die ihr Mütchen an uns kühlen, wie die Katze mit der Maus spielen wollten! Trübe sah es bei uns aus. Dunkelheit im Waggon, kein lautes Wort ertönt, nur leises Geflüster. Jeder ist von dem, was ihn beschäftigt, so eingenommen, daß er sich entweder ganz still verhält oder nur ruckweise in leisen Worten dem anderen davon Kunde gibt, was seine Seele bewegt. Welche Ausblicke! Zurück nach Jekaterinburg, ins Gefängnis, und dann die Todesurteile! Ein dumpfer Druck lastete auf allen, bange Fragen durchzitterten die Seele. Sollte man sich trennen? Sollte man zusammenbleiben? So vergingen bange Stunden, während welcher die „Schweden" mit der Stationsverwaltung mündlich und mit dem Jekaterinburger Sowjet telegraphisch verhandelten. Dann erfuhren wir das Ergebnis der Verhandlungen. Man habe uns festgehalten, weil auf einer der nächsten Stationen ein Ueberfall auf uns geplant gewesen sei. Um unserer Sicherheit willen sollten wir auf eine wenig befahrene Seitenstrecke geführt werden, die Rückfahrt nach Jekaterinburg sei nicht nötig. Wir erhielten von den „Schweden" strenge Anweiweisung, auf den Stationen in den Waggons zu bleiben; nur die Uniformierten dürften aussteigen, wenn es nötig sei, etwas zu besorgen. Durch derartige strenge, später oft getroffene Vorsichtsmaßregeln, welche manchem von unseren Genossen gar nicht behagten, haben unsere Beschützer gewiß viele Konflikte vermieden und die Aufmerksamkeit des Pöbels von uns abgelenkt. Ein glänzender Beweis ihrer Umsicht.

In der Nacht fuhren wir zu der südwestlich gelegenen Station Kalino, von dort in südöstlicher Richtung zum Лысьвинскій заводъ, einer gewaltigen Fabrikanlage. Aus dem Waggonfenster sahen wir am Morgen des 16. März eine riesige Zahl von Gebäuden, zwischen denen Schlote

emporragten, aber kein Rauch stieg aus ihnen, kaum sah man Menschen — alles tot und still, ein Bild des dem Untergang geweihten Rußland. Ueber dem Ganzen die weiße Leichendecke. Nach längerem Aufenthalt setzte sich der Zug in Bewegung gen Südosten zur Station Kúsino, wo wir um 6 Uhr nachmittags eintrafen. Da waren wir glücklich 574 Werst im Kreise gefahren und befanden uns 82 Werst von Jekaterinburg! Wieder erhob sich die bange Frage: „Was wird man mit uns tun? Ist das wahr, was der Jekaterinburger Sowjet sagt?" Es war ein recht trüber Sonntag der 17. März, der vierte Sonntag auf der Verschleppung — auch die Natur hatte ein trübes Aussehen. Kusino liegt im Walde mit hübschen Ausblicken, die zu Spaziergängen einladen, aber wir durften uns, wenn wir die Erlaubnis zum Verlassen der Wagen erhielten, aus den erwähnten Gründen nur in ihrer Nähe halten. Um 4 Uhr nachmittags zog die Lokomotive an, und es ging in der Richtung auf Kungur zu, nach Westen! Also doch in die Heimat? Nach Mitternacht trafen wir in Kungur ein. Aber die Hoffnung auf Heimkehr hatte getrogen: ein Telegramm aus Jekaterinburg erwartete uns, bis auf weitere Weisung seien wir festzuhalten. Während der beiden Tage, die wir auf der öden Station verbrachten, an die Nähe unserer auf einen toten Strang gefahrenen Wagen gebunden, wurden verschiedene Versuche unternommen, uns frei zu machen. Eine Abordnung verhandelte mit dem Kungurer Sowjet, versuchte auch Geld anzubringen, die Herren wurden aber schnöde und spöttisch abgewiesen. Man sagte ihnen, die Luft in Kungur sei ja sehr schön; man brauche sich gar nicht fortzusehnen. Ein an den Moskauer Sowjet (die Zentralregierung war mittlerweile nach Moskau übergesiedelt) gerichtetes Telegramm mit der Beschwerde über die uns zuteil

gewordene Behandlung blieb ebenso ohne Folge wie unsere übrigen Proteste.

In der Frühe des 20. März verließen wir Kungur, um gegen 10 Uhr vormittags in Perm einzutreffen. Wieder das bekannte Manöver mit dem Telegramm, wieder der Aufenthalt auf dem toten Strang! Zwei Tage, den 20. und 21. März, haben wir dort gesessen. Es hieß, daß am 21. ein Kommissar aus Jekaterinburg kommen werde, um unsere Sache zu klären, dann aber hörte man, er sei mit einem Trupp roter Gardisten nach Wjatka gefahren, dessen Sowjet sich dem Jekaterinburger nicht fügen wolle. Was war es dann nun mit uns? Was beabsichtigte die Uralrepublik? Immer mehr kam es uns doch zum Bewußtsein, das alles uns Vorerzählte nur Spiegelfechterei sei. Man wollte uns nicht hinauslassen, man wollte uns quälen. Wie sollte das Ende sein? Um Klarheit in diese unmöglichen Verhältnisse zu bringen, um einen Druck auf die Regierung der Uralrepublik zu veranlassen und dadurch unsere Befreiung zu erwirken, fuhr Herr Nagel nach Petersburg.

Während der in Perm verbrachten Tage durften wir einzeln oder zu zweien in unauffälliger Weise die Stadt besuchen. Einige Worte seien den dabei empfangenen Eindrücken gewidmet. Die 50000 Einwohner zählende Gouvernementsstadt liegt malerisch in hügeligem Gelände. Von den sehr hohen Bahndämmen sowohl der aus Jekaterinburg als der von Nordosten kommenden Bergbahn und vom hoch gelegenen Bahnhof aus hat man einen schönen Blick auf die Stadt, in deren Hintergrunde sich nach Norden Waldungen erstrecken. Das Stadtbild selbst ist wegen der niedrigen, hingeklatschten Häuser, der unverhältnismäßig breiten Straßen und der unsymmetrisch emporragenden Kirchen weder von weitem noch aus der Nähe erfreulich. Einen geschlosseneren Eindruck

macht die Hauptstraße mit europäischem Charakter. Dort gehen vielleicht einzelne Gebäude in die Zeit der Erbauerin, Katharinas II., zurück. Schaut man auf der Hauptstraße stehend nach Nordwesten, so blickt man in blaue Ferne, welche den Wanderer lockt ihr nachzugehen. Und wahrlich, der Gang lohnt sich, denn auf der Höhe angelangt, sieht man den gewaltigen, stolzen Strom, die Kama, die an Wasserreichtum die Wolga übertrifft. Macht der Strom mit seiner großartigen Ausdehnung schon im Winter unter der Eisdecke einen erhebenden Eindruck, wie viel packender muß dieser sein, wenn die Wassermassen stolz vorbeiströmen! Längs dem Flusse zieht sich eine Kaipromenade mit sehr unschönen Häusern hin, der Blick nach 3 Seiten ist großartig. Im Westen sieht man eine auf 8 Pfeilern ruhende Eisenbahnbrücke. Auf die genannte Promenade mündet u. a. eine Straße, an der eine geschmackvolle kleine Moschee die Blicke der Beschauer auf sich zieht. Unten am Ufer, parallel der Kaipromenade, führt die erwähnte Bergbahn, welche in der Nähe der Stadt allmählich den hohen Bahndamm erklimmt. Auf dem Gang durch die Straßen sah man zahlreiche Spuren der Verwüstung, welche bei Gelegenheit eines „Pogrom" angerichtet war: An einem Hause prangten über der Tür auf schwarzem Grunde in Silberschrift die Worte „Anarchistenklub", daneben als Wahrzeichen ein Totenkopf mit 2 gekreuzten Knochen darunter!

Am 22. März kam die Nachricht, es sei auf der Strecke nach Wjatka sehr unruhig, so daß man uns dorthin nicht lassen könne; man werde uns an einen stillen, abgelegenen Ort führen. Nachdem wir am Morgen Perm verlassen, einen halben Tag in Kurgur (jetzt zum drittenmal!) geweilt hatten, erreichten wir am Sonnabend, dem 23. März, Kourowka, den uns zu längerem Aufenthalt zugedachten Erdenwinkel. Der Werstzahl nach (1130), die wir seit unserer Abreise aus Je-

katerinburg zurückgelegt hatten, hätten wir schon 300 Werst über Wjatka hinaus sein können, befanden uns aber nach mehr als achttägiger Reise 71 Werst von Jekaterinburg!

In Kourowka haben wir 6 Tage verbracht, fast die ganze stille Woche. Wenn auch unsere Peiniger uns mit Lügengeschichten abspeisen wollten, wenn auch die Erzählungen von den Unruhen sich als erlogen herausgestellt haben, wenn sie auch an unseren Nerven herumzerrten und offenbar die beste Absicht hatten, uns aus der Uralrepublik nicht hinauszulassen, eins haben sie wenigstens gut gemacht, daß sie uns an dieses idyllische Plätzchen schickten. Ließ man uns schon nicht fort, dann war es doch wenigstens gut, dort zu sein, wo man sich in der schönen Natur ungestört ergehen, wo die Stille der Umgebung beruhigend auf die Nerven wirken konnte, wo endlich die Möglichkeit einer guten Verpflegung vorlag. Kourowka ist eine kleine Eisenbahnstation, 71 Werst von Jekaterinburg entfernt, mitten im Walde idyllisch gelegen. Der nach Art der Uralbahnhöfe aus Holz auf hoher Terrasse erbaute einstöckige Bahnhof bietet einen schönen Ausblick nach Osten, Norden und Westen, im Süden ziehen sich auf ebenem Gelände schöne Nadelwaldungen hin. Etwa eine halbe Werst in nördlicher Richtung vom Bahnhof fließt von Osten nach Westen ein Nebenfluß der Kama, die Tschusowája, windet sich malerisch durch Wald und Gestein, das stellenweise wohl bis 100 Fuß emporsteigt, an Partien des Harz erinnernd. Zwei Kohlenmeiler — die Gewinnung der Holzkohle ist für den Bergbau von Bedeutung — liegen an diesem Fluß, der eine große, durch Bolschewikenwirtschaft ganz heruntergebracht, der kleine gut im Stande. Die Tschusowája fließt zwischen 2 großen Dörfern hindurch, unterhalb deren mündet ein kleiner Zufluß hinein, wohl wegen ihrer schnellen Strömung „Utka" (Ente) genannt. Man hatte jetzt Muße

genug, Dörfer und Bauerhöfe zu betrachten. Die Uraldörfer mit ihren breiten baumlosen Straßen, mit den fensterreichen niedrigen Häusern ohne Garten machen einen trübseligen Eindruck. Der Bauerhof selbst beansprucht ein historisches Interesse. Jedes Anwesen bildet einen Komplex unter einem Dach. Betritt man durch das Tor den gedielten Hof, so kommt man rechts oder links in das mehrstubige Wohnhaus mit seinem riesigen Ofen, dessen oberer Teil als Schlafstätte dient. Er hat die Form eines Backofens mit einem Vorraum, wo in Tongefäßen gekocht wird. Der Hof ist umgeben von Ställen, Vorrats- und Ablegeräumen. Die Badestube pflegt weiter ab zu liegen. Die Anlage des Anwesens ist für Wirt und Wirtin bequem zu übersehen. Sehr bequem, aber furchtbare Gefahren in sich bergend. Bricht eine Feuerbrunst aus, so brennt diese Holzanlage mit allem, was sie birgt, rettungslos nieder. In einem der erwähnten Dörfer waren vor einigen Jahren 60 Bauerhöfe niedergebrannt, die Bauern haben aber bis zum heutigen Tage keine Dorffeuerwehr, bauen ebenso wie vor dem Brande! Der russische Bauer ist zu träge, um darüber nachzudenken, wie gefährlich die geschilderte Anlage ist. Er baut wie vor 1000 Jahren, als der Mensch im Kampf mit wilden Tieren, im Kampf mit den Feinden alle seine Habe in nächster Nähe vereinen mußte. Kennzeichnend für die Faulheit der Erbauer ist bei den Häusern der Mangel eines Fundaments: die Häuser ruhen auf Holzklötzen, diese und die zwischen ihnen befindlichen Lücken werden mit Steinen verblendet, um den Regen abzuhalten — und damit basta! Allmählich fault das Holz, das Haus senkt sich, steht schief da, aber das stört nicht. — Erfreulich war in den Bauerhäusern dieser Uraldörfer die dort herrschende Sauberkeit im Gegensatz zu dem Schmutz, den wir sonst überall fanden. Eines Tages lief bei hellem

Sonnenlicht ein aus Fracht- und Personenwagen bestehender Eisenbahnzug in den Bahnhof ein, der von weitem blinkte und blitzte. Was war das, wie war eine derartige Sauberkeit auf russischen Bahnen möglich? Das Rätsel löste sich bald. Es war ein finnischer Zug, der aus Sibirien Getreide und Proviant brachte, natürlich mit roten Gardisten bemannt, da andere nie nach Rußland gelassen wären.

Bald nach der Rückkehr von ihrer abenteuerlichen Reise war Frau Sintenis erkrankt; als sie genas, da folgten andere Erkrankungen — die Influenza verlangte ihren Tribut. Die Patienten genasen aber verhältnismäßig schnell. Große Sorge überkam uns jedoch, als in Kourowka Frau v. Strandmann von einer schweren Lungenentzündung befallen wurde. Daß wir mehrere Tage an einem Orte blieben, war für sie ein Glück, denn das Rütteln während der Fahrt hätte bald nach Ausbruch der Krankheit verhängnisvoll werden können. Dank aufopfernder Pflege ist sie völlig genesen und als Rekonvaleszentin, wenn auch noch schwach, heimgekommen. Es gab auch andere Krankheitsfälle, aber bis zur Heimkehr genasen alle Patienten.

Als während des Kourowkaer Stillebens gar nichts von seiten des Jekaterinburger Sowjets verlautete, da machten unsere Vertreter sich auf, um die Sache an Ort und Stelle zu betreiben, und schließlich kam die Kunde, wir sollten wirklich abreisen. Am Karfreitag, dem 29. März, setzte unser Zug sich um ½12 Uhr vormittags in Bewegung, und wir fuhren nach Westen. Sollte es uns in der Tat beschieden sein heimzugelangen? Nach all dem, was wir erlebt, was wir von den Machthabern der Uralrepublik wußten, mußten wir befürchten, nicht aus diesem Hexenkessel entkommen zu können. Immer und wieder ertönte: Wenn wir die 120 Werst über Wjatka hinauskommen! Dann sind wir aus der Uralrepublik fort,

dann kommen wir schon weiter. Die Machtsphäre der Uralrepublik hielt uns in ihrem Bann, es war wie in Armidas Zaubergarten, nur ohne dessen Genüsse und Schönheiten.

Von solchen Gedanken bewegt trafen wir am stillen Sonnabend, dem 30. März, in Kungur ein, nun zum viertenmal! Es gab einen Aufenthalt von nur wenigen Stunden, und um 1/28 Uhr abends waren wir in Perm, voller Hoffnung, es werde doch wirklich nach Hause gehen. Aber o weh, die Lokomotive wurde abgekoppelt, der Zug, an den wir angehängt waren, fuhr ab, und in der Frühe des Ostermorgens erfuhren wir, es sei der bekannte telegraphische Befehl da, uns festzuhalten bis auf weitere Weisung. Das war ein trauriger Ostersonntag, der 31. März. Unsere Stimmung paßte nicht zu dem prachtvollen Osterwetter. Die Sonne schien herrlich, man konnte vom Bahndamm und einer in dessen Nähe befindlichen Terrasse aus, auf der Beamtenwohnungen am Waldrande lagen, schöne Blicke genießen, aber das Herz war traurig.

Man zerrte uns hin und her, machte Vorspiegelungen, wollte uns letzten Endes wohl auseinanderreißen und in dem großen Schmutzhaufen des heutigen Rußland untergehen lassen. Der das ganze Reich erfüllende Schmutz wurde einem jetzt freilich deutlich in Perm an einem Musterbeispiel vor Augen geführt. Die Frühlingssonne begann gewaltig zu wirken und brachte den zwischen den Bahngeleisen befindlichen Schnee zum Schmelzen, so daß man in Schmutzwasser waten mußte. Die Leute waren zu faul gewesen, im Winter rechtzeitig den Schnee abzugraben, sondern hatten nur das Allernotwendigste weggebuddelt. Jetzt schmolzen die zu gletscherartiger Härte zusammengetretenen Schneemassen und bildeten weite Seen, deren Wasser sich mit Kohlenstaub und Kot zu einem unsagbaren Etwas vereinigte, durch welches wir pantschen mußten. Soll ich aber den Schmutz beschreiben, der vor dem Bahnhof lag,

so kann sich ein Europäer wirklich keinen Begriff davon machen. Das erwähnte Gebäude, ein stattlicher Bau, ist an hoch gelegener Stelle angelegt, so daß man von seiner Rampe einen hübschen Blick hat. Drei Treppen führen hinab zu einem Vorplatz, für Verkaufsstände, einem Standort für Mietgefährte. Die Treppenstufen waren mit einer so dicken Schmutzkruste bedeckt, daß man beim Hinabsteigen, um nicht zu fallen, wie beim Abstieg von einem Berge die Füße seitwärts setzen mußte. Zwischen den Treppen aber, an den Wänden der Rampe, ragten Schmutzberge empor bis zu einer Höhe von etwa 7 Fuß. Und das am Bahnhof einer großen Gouvernementsstadt. Auf dem Bahnhof gab es Züge mit Flüchtlingen, welche aus den Hungergegenden kamen (das war auch schon in Kungur gewesen), Unruhe und Unordnung. Die regelmäßige Verbindung stockte, wie folgendes hübsches Beispiel zeigt. Ein japanischer Offizier, der in einem Passagierzug eingetroffen ist, fragt einen Eisenbahnbeamten, wann der Zug weiter gehen werde. Der Beamte zuckt die Achseln und sagt, das lasse sich nicht sicher sagen — es könnten Stunden darüber vergehen. Wütend fährt der Japaner auf: „So was kann auch nur in Rußland passieren! Bei Ihnen sind Stunden dasselbe wie in Deutschland und Frankreich Minuten".

Während wir in Perm lagen, verhandelten unsere Vertreter mit den Permer Behörden, wobei sich ergab, daß auch hier Letten in der Verwaltung tätig waren, aber ein Erfolg war weder am ersten noch am zweiten Osterfeiertag zu spüren. Trübe schienen die Aussichten. . . . da plötzlich bewegten sich früh um 4 Uhr am 3. Feiertag, dem 2. April, unsere Wagen. Wurde bloß rangiert oder ging es wirklich gen Westen? Rasch war ich auf, um mich vom Stande der Dinge zu überzeugen, und sah, daß es wirklich fortging. Wir fuhren über die Eisenbahnbrücke, von der aus man einen herrlichen Blick auf

die im Morgennebel liegende Stadt hatte, über der die Sonne sich eben erhob. Die Majestät des stolzen Stromes, die großartige Natur, sie kamen bei der wundervollen Beleuchtung voll zur Geltung. Wie geschah es aber, daß wir nun wirklich fortgelassen wurden und von dann ab nicht mehr in der Uralrepublik zurückgehalten worden sind? Die deutsche Regierung hat energische Maßnahmen zu unserer ungehinderten Beförderung unternommen und ein Ultimatum gestellt, dem der Moskauer Sowjet sich fügen mußte; die Folge war ein Druck auf die Jekaterinburger. Die Fahrt ging von nun ab ungestört; am 3. April wurde Wjatka passiert, und am Morgen des 4. April schüttelten wir den Staub der „Tuntulei" von unseren Füßen. Hier kann der Chronist eine kleine Pause machen, ehe er schildert, wie die Fahrt weiter verlief, war doch ein wichtiger Abschnitt am 4. April erreicht, da die Machthaber der Uralrepublik uns nichts mehr anhaben konnten. Versuchen wir, uns eine Vorstellung davon zu machen, wie die Verschleppten während der $3^1/_2$ Wochen, welche sie auf der Fahrt von Jekaterinburg bis Moskau in den Schlafwagen 3. Klasse verbrachten, ihr Leben zu gestalten suchten. Nach der Fahrt in den Tepluschken, nach dem Aufenthalt im Gefängnis erschien das neue Beförderungsmittel als etwas ganz Wunderbares. Trug freilich die vor unserem Einzug vorgenommene Säuberung der Wagen einen stark russischen Charakter, — die Fenster z. B. waren mehrfach noch mit einer Schmutzkruste überzogen — so fand man sich nach den mehrwöchentlichen bisherigen Erfahrungen damit ab, suchte jene Mängel so weit als möglich zu beseitigen und den neuen Wohnort möglichst gemütlich zu gestalten. Das Tischchen am Fenster wurde mit einer weißen Decke — teils aus Zeug, teils aus Papier — bedeckt, darauf stand mancherlei Gerät sauber geordnet, es gab Vasen zur Aufnahme von Tannen-

zweigen, aus Konservenbüchsen gefertigt, mit Papier umwickelt. Aus diesen Büchsen baute man auch Leuchter, Aschenheimer, Abfallbehälter. Besen, sogar Dielenlappen beschaffte man sich, um den Fußboden sauber zu halten. Dort, wo die Leibwächter in demselben Abteil wohnten, gab es wohl einen harten Kampf zwischen Europa und Asien, aber ich habe es doch erreicht, daß der jüngere Gardist ein paar Mal mir den Besen aus der Hand nahm, um den Unrat, der sich an seinem und seines Kollegen Platz befand, auszukehren.

Versuchte man in solcher Art durch den äußeren Lebenszuschnitt Behagen zu schaffen und in der Zeit schwerer Sorge Gefühle des Wohlbehagens auszulösen, so war das Bestreben noch mehr darauf gerichtet, durch Beschaffung höherer sittlicher Werte und durch das Aufrechterhalten guter Stimmung sich über die Not des Alltags zu erheben. Das geschah, indem man bei der durch unsere Lage geschaffenen Nervenreizung sich bemühte Reibungen zu vermeiden. In unserem Wagen z. B. mieden wir allzu scharfe Debatten, weil sie leicht in persönliche Kränkung ausarten konnten. Die Mahnung des weisen Richters in Lessings „Nathan" wurde unsere Parole:

„Es eifre jeder seiner unbestochnen,
Von Vorurteilen freien Liebe nach!
Es strebe von euch jeder um die Wette,
Die Kraft des Steins in seinem Ring' an Tag
Zu legen! Komme dieser Kraft mit Sanftmut,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohltun,
Mit innigster Ergebenheit in Gott zu Hilf!"

Mit Freuden gedenke ich der gemütlichen Plauderstunden, die wir, wenn es schummerte, in dem Nebenabteil mit lieben Wendener Genossen verbrachten. Abends saß man dann in dem Abteil unserer „Kumpanei", in „Athen" oder in „Lemsal",

je nachdem wir uns in höheren Sphären bewegten oder als Klatschbasen den lieben Nächsten durch die Zähne zogen. Dabei vergaßen wir uns wohl gelegentlich, so daß wir von den Nachbarn einen Ordnungsruf wegen allzu lauten Lachens erhielten, denn nebenbei wollten alte Leute schlafen. — Daß ich aber nach alter Reisegewohnheit meine Inselausgabe des „Faust" in den Rucksack getan, damit bin ich sehr zufrieden. Denn dieses Exemplar wanderte in unserem Waggon beständig hin und her, wurde zur Einzellektüre oder zum Vorlesen benutzt. Auch anderes ist vorgelesen worden, z. B. Schillersche Dramen. Allmählich fanden sich unter den Verschleppten immer mehr Bücher ein, die von Hand zu Hand gingen: Carlyles Selbstbiographie „Sartor resartus" und Reuter haben manchen Schatten verscheucht. Daß Schach- und Kartenpartien zu gemütlicher Ausgestaltung des Lebens dienten, ist selbstverständlich. Auch an Geburtstagsfeiern mit Geschenken, die den Verhältnissen entsprachen, hat es nicht gefehlt. Gab es natürlich infolge der starken Nervenspannung manche Reibungen, konnte mancher sich mit den Verhältnissen schwer abfinden, im wesentlichen hat man tapfer die graue Sorge bekämpft und sich nicht unterkriegen lassen.

VIII. Gen Westen auf Umwegen.

Am Abend des 4. April erreichten wir Wologda, wo die Nacht verbracht wurde. Jetzt konnten wir hoffen, daß man uns auf dem kürzesten Wege in die Heimat befördern werde.

Große Freude herrschte, als am Morgen des 5. April die auf der Hinfahrt krank zurückgelassenen Leidensgefährten zu uns stießen, das Ehepaar Walter, Dr. Heerwagen, Herr v. Pistohlkors. Vielerlei Interessantes berichteten sie über die in Wologda verbrachten 5 Wochen. Herr v. Pistohlkors und

Dr. Heerwagen waren am Morgen nach ihrem Eintreffen im örtlichen Krankenhause untergebracht worden, Walters hatte man die Aufnahme verwehrt. Da befanden sie sich im fernen, fremden Lande, wenig vertraut mit der Landessprache, ohne irgendeine Beziehung zu der örtlichen Bevölkerung, auf der Straße. Mittel hatten sie freilich reichlich von den „Schweden" erhalten, aber damit war es nicht getan, denn auf ein Entgegenkommen von seiten der Bevölkerung gegenüber den durch ihre Aussprache sich als Njemzy bekundenden Fremden war nicht zu denken. Hart kam es den Pastor an, erfolglose Bittgänge tun zu müssen, bis durch Gottes Fügung eine aus Wenden stammende Dame sich der Ausgestoßenen annahm und sie unterbrachte. Dann fanden sich gute Menschen, welche sie zu sich einluden und ihr schweres Los liebevoll zu erleichtern suchten. Von da ab haben Walters von den ortsansäßigen Deutschen viel Freundlichkeit erfahren, der Pastor hat seinerseits die Wohltaten dadurch vergelten können, daß er in Abwesenheit des aus Jaroslaw erwarteten evangelischen Predigers Gottesdienst abhielt und das Abendmahl reichte. Aus den Schilderungen aber, die unsere Wologdaer Genossen machten, ergab sich ein trostloses Bild der Verhältnisse. Das Hungergespenst vor der Tür und höchste Besorgnis wegen etwaiger Ausschreitungen und Metzeleien, zu denen der Hunger die Bevölkerung bringen könne. Infolgedessen war in den wohlhabenden und besitzenden Kreisen Wologdas allen Ernstes der Gedanke erörtert worden, die Stadt zu verlassen. Diese schreckliche Mitteilung wurde uns durch Eindrücke auf der Fahrt seit der Abreise aus Kourowka bestätigt: immer wieder Züge voller Flüchtlinge, die Bahnhöfe vollgepackt mit Tausenden, welche aus den nördlichen und westlichen Hungergebieten kamen. Es war herzzerreißend anzusehen, wie die Menschen auf den Bahnhöfen umherlagen: Kinder jeglichen Alters, Greise auf

dem Boden unter ihren Sachen gebettet, Mütter mit Säuglingen, Kranke, Schwache — um durch den Raum zu gehen, wo sie lagen, mußte man sich vorsichtig hindurchwinden, damit man nicht auf Menschen trete. So wurden diese Tausende und aber Tausende ins Elend gejagt. Eigene Indolenz, schlechte Verwaltung zu Zeiten des alten und neuen Regimes hatten dieses grausige Resultat gezeitigt. Ein erschütterndes Bild des über Rußland hereingebrochenen Gottesgerichts! Sehr lebhaft war seit dem Verlassen der Uralrepublik die Frage erörtert worden, welchen Weg wir in die Heimat nehmen würden. Am erwünschtesten erschien natürlich der gerade auf Petersburg zu führende, den wir gekommen waren. Nun saß aber die Zentralregierung nicht mehr in Petersburg, sondern in Moskau. Mußten wir deshalb nach Moskau? In Wologda entschied sich die Frage: wir sollten nicht westlich auf Tscherepowez los, sondern südlich über Jaroslaw nach Moskau fahren. Am 5. April dampften wir denn auch nach Süden ab.

Als wir Wologda verließen, zeigte mir unser früherer Kosak mit tiefer Befriedigung ein am Ende der Stadt gelegenes stattliches Gebäude. Das sei der Zarenpalast von Wologda und diene jetzt als Gefängnis für verschiedene Vertreter des kaiserlichen Regiments, u. a. auch für einen Großfürsten. Sic transit gloria mundi!

Nach wenigen Stunden erreichte unser Zug das Jaroslawsche Gouvernement, gegen Abend erblickten wir einen ganz stattlichen Strom, der aber keinen besonderen Eindruck machte. Es war die in ihrem oberen Laufe noch verhältnismäßig schmale Wolga mit recht einförmigen Ufern. Auf dem rechten Ufer, welches sich etwas höher erhebt als das linke, sah man Kirchen und Klöster. Dann gelangten wir nach Ueberschreitung der Eisenbahnbrücke an mehreren kleinen Ortschaften, ersichtlich Vororten von Jaroslaw, vorüber zu der großen, durch ihre Leinwarenmanufakturen bekannten Industriezentrale.

Am Sonnabend, dem 6. April, zeigte sich frühmorgens unseren Blicken ein malerisch gelegenes Fleckchen Erde, das durch seine Fülle von Türmen und Kuppeln auffiel. Es war das 66 Werst von Moskau befindliche Oertchen Sergiewo, der „Сергіевскій посадъ“ mit dem berühmten religiösen Zentrum Mittelrußlands, dem Troizkikloster, der „Троице-Сергіевская лавра“. Am Bahnhof gab es eine Niederlage der dort gefertigten weltbekannten bäuerlichen Arbeiten. Die weitere Fahrt wurde dadurch interessant, daß in den z. T. recht schönen Wäldern, durch die wir fuhren, die Villenniederlassungen der Großstadt sich zu zeigen begannen. Vergleicht man aber den Kranz von Villenorten, welche die deutschen Großstädte umgeben, mit dieser Anlage, so fällt, von der Bahn aus gesehen, der Vergleich sehr zu Ungunsten Moskaus aus: ich habe kaum ein geschmackvolles Landhaus bemerkt, das von dem Aufschwung des modernen Villenbaus Kunde gäbe. Um 12 Uhr mittags erreichten wir das „Mütterchen Moskau“, trafen auf dem Jaroslawer Bahnhof ein. Der Eindruck war nicht erhebend. Schmutzige Bahnsteighallen, unzählige Geleise in unsagbarem Kot. Entsprechend unserer Lage, die zumal in der Residenz der Bolschewikenherrschaft, Vorsicht heischte, durften wir uns von den Waggons nicht entfernen, vermochten deshalb nicht den Bahnhof und seine Umgebung zu betrachten. Vom Waggondach aus ließen sich einige Häuser und die Kuppeln mehrerer Kirchen sehen — das war alles. Unsere Vertreter machten sich alsbald zur schwedischen Gesandtschaft auf, um die Frage der Weiterbeförderung zu regeln. Bald kehrten sie in Begleitung einiger von dort abgesandter Herren zurück, welche uns mitteilten, daß alle Schritte getan seien, um uns bei Orscha über die Grenze zu bringen und der deutschen Regierung zu übergeben. Es handele sich jetzt um die Unterschrift des im Kreml residierenden Kommissars für auswärtige

Angelegenheiten und um die Beschaffung von Waggons durch die Moskau-Brester Eisenbahn, die Александровская ж. д., auf der wir nach Orscha fahren sollten. — Am Morgen des Sonntags, des 7. April (es war auch der 7. Sonntag auf der Verschleppung), wurde unser Trakt von dem bisherigen Standort mit seinem entsetzlichen Schmutz zu einem abseits gelegenen Bahnsteig rangiert, der, weil nur im Sommer für Villenzüge benutzt und jetzt frei, uns die Möglichkeit bot, an einem stillen, trocknen Ort in frischer Luft zu spazieren. Auf den Bahnhof selbst durfte man nur in Begleitung des Zugpersonals gehen zu Einkäufen, zum Wasserholen und ähnlichen notwendigen Besorgungen.

Dieser Tag konnte, weil die Maximalisten trotz der Beseitigung kirchlicher und religiöser Gebräuche am Sonntag nicht arbeiten, die Entscheidung des Kommissars nicht bringen, erhielt aber reiche Abwechslung dadurch, daß viele Verwandte und Bekannte der Verschleppten erschienen und Gaben mancherlei Art mitbrachten. Von ihnen erfuhren wir allerlei Interessantes. Die Herrschaft der Bolschewiken werde infolge der Vergewaltigungen von Tag zu Tag unbeliebter und halte sich durch den Schutz von 10 000 lettischen Strehlneeken, welche der im Kreml tagenden Sowjetregierung Sicherheit böten. Für das Vorgehen bei der „Nationalisierung" ein lehrreiches Beispiel. Eine große Moskauer Versicherungsgesellschaft besitzt ein schönes Haus. Eines Tages wird der Gesellschaft erklärt, sie habe das Haus zu räumen und der „Nation" zur Verfügung zu stellen. Die schönen Archivräume im Keller seien trefflich geeignet als Gefängnis, der geräumige Hof zum Erschießen von Gegnern der Regierung. Die Teuerung, hörten wir, wachse von Tag zu Tage, doch könne, wer Geld habe, alles bekommen.

Am Montag, dem 8. April, begannen die Verhandlungen mit dem Kommissar des Auswärtigen und der Bahnverwaltung,

zugleich war uns gestattet, in unauffälliger Weise die Stadt zu besuchen. Bei dieser Gelegenheit konnte man den Jaroslawer Bahnhof näher betrachten. Ein stattlicher Bau in altrussischem Stil nach dem Muster des Kreml. Aber wie sah es in ihm aus! Dort, wo die Geleise in die Bahnhofshalle münden, lag ein schmutziger Schneeberg von etwa 7 Fuß Höhe, den man jetzt eben, bei Einsetzen des Tauwetters, abzuräumen begann. Die wuchtigen Säulen, welche das Dach der Bahnsteighalle tragen, waren mit schmierigen Plakaten bedeckt; auf dem Hof, in dem das Kipjatokhäuschen stand, ragten Schmutzberge in die Luft, auf denen sich Hunde umhertrieben — ein Konstantinopoler Straßenbild. Kleine schmierige Jungen auf schmierigen Gefährten, mit jammervollen Rosinanten bespannt, begannen am Montag in ihrer Weise das Werk der sog. Säuberung. Dasselbe Bild des Schmutzes in der Stadt. Auf dem Square vor der Mauer des Kitaigorod strömte bei schönem Sonnenschein das Wasser aus den auftauenden Schneemassen, um sich vermittelst der auf der Straße liegenden Erdmenge in einen prächtigen Kot zu verwandeln. Wie es in der Peripherie auf dem Wege vom Jaroslawer zum Alexanderbahnhof aussah, davon können diejenigen unserer Gefährten ein Lied singen, welche abends von der einen zur anderen Station zu Fuß gingen. Verhältnismäßig sauber war es im Kitaigorod, dem Mittelpunkt des Geschäftslebens. Präsentierte sich mithin die Metropole in vorbildlichem Schmutz, so genossen wir auf dem Jaroslawer Bahnhof während unseres beschaulichen Wartens Anschauungsunterricht, wie im heutigen Rußland gearbeitet wird. In der Nähe des Bahnsteigs nämlich, auf dem wir uns ergehen durften, wurde gebaut. Zu diesem Behuf mußten Arbeiter Ziegel von einem Stapel nach dem etwa 40 Schritt entfernten Bauplatz tragen. Wie das geschah, beobachteten wir. Zwei Mann brauchten, um auf einer Trag-

bahre 12 Ziegel zu tragen, zum Aufladen, Tragen, Abladen, Zurückkehren 5 Minuten. Bei einem Arbeitslohn von 12 Rbl. täglich (damals dem Mindestpreis in Moskau) und einer Arbeitszeit von 8 Stunden (allerhöchstens!) kostet bei derartiger Arbeitsweise das Tragen eines Ziegels auf einer Strecke von 40 Schritt 20 Kopeken!

Ein anderes Bild aus dem heutigen „freien" Rußland und ein Beitrag zum Kapitel des Verhältnisses der „Brüderlichkeit". Unser Kosak kauft in Moskau eine Mütze für 14 Rbl.; als er auf den Bahnhof zurückgekehrt, fragt ihn sein roter Kamerad, dem die Mütze gefällt, wieviel er dafür bezahlt habe. „Ей Богу" (bei Gott) sagt er „20 Rbl." und verkauft sie seinem Freiheitsgenossen für diesen Preis, ohne mit der Wimper zu zucken.

Der Montag neigte sich seinem Ende zu, als uns mitgeteilt wurde, daß wir um 12 Uhr nachts vom Alexanderbahnhof nach Orscha abfahren sollten. Vorher war schon die Mitteilung gekommen, daß der Kommissar des Auswärtigen die gewünschte Unterschrift gegeben habe und mithin unserer Abreise kein Hindernis im Wege stünde.*)

---

*) Der Wortlaut des bedeutungsvollen Schriftstücks war folgender: „Симъ удостовѣряю, что вышеназначенные 155 лицъ Прибалтійскихъ заложниковъ отправляются на родину съ вѣдома и разрѣшенія Народнаго Комиссаріата по Иностраннымъ Дѣламъ Россійской Совѣтской Федеративной Республики. Просьба ко всѣмъ властямъ гражданскимъ и военнымъ, оказать всякое содѣйствіе для проѣзда до станціи Орши и передачи во вѣдѣніе Германскихъ властей".

„Hiermit bescheinige ich, daß die obengenannten 155 baltischen Geiseln mit Wissen und Erlaubnis des Kommissariats für auswärtige Angelegenheiten der Russischen Föderativrepublik sich in ihre Heimat begeben. Alle Zivil- und Militärbehörden werden ersucht, jegliche Mithilfe zu ihrer Fahrt nach der Station Orscha und Uebergabe an die deutschen Behörden zu erweisen".

Der nach Süden über Wjasma-Smolensk-Orscha führende Weg war statt des direkteren Bologoje-Dno-Pleskau gewählt worden, weil dieser unsicher schien. Unsere Fahrt sollte in Teplutschken vor sich gehen, die Alten, Kranken und Schwachen in einem Waggon 3. Klasse fahren. Die Ueberführung von Menschen und Gepäck müßten wir, hieß es, selbst bewerkstelligen, da keine der beiden Bahnen dazu imstande sei. Jetzt wurde eifrig gepackt, und um 8 Uhr abends fuhr ein Teil unserer Gesellschaft mit der Elektrischen, ein Teil in Droschken, ein Teil ging; die Sachen wurden mit Lastfuhrwerken und Droschken befördert. Der Alexanderbahnhof, in den wir nun kamen, ist ein schöner Bau, im Halbkreise angelegt nach modernen Prinzipien als Kopfstation mit einer großen Anzahl gedeckter Bahnsteige. Aber auch hier wieder die alte Geschichte: große Anlage, schlecht und schmutzig gehalten. Im Speisesaal sahen wir eine Anzahl serbischer Offiziere — Peter Schlemihl kam mir in den Sinn . . .

Als wir den uns angewiesenen Wartesaal verließen, um in die Wagen zu steigen, hatten wir ein kleines, unsere Lage kennzeichnendes Erlebnis. Einige lettische Strehlneeken, welche uns schon einige Zeit beobachteten, geleiteten die Aufbrechenden mit dem freundlichen Wort, daß es angebracht wäre, vermittelst einiger Maschinengewehre die Welt von diesen „baltischen Baronen" zu befreien. Auf dem Bahnsteig ging die Verfrachtung vor sich, und um 2 Uhr nachts verließen wir glücklich Moskau, geleitet von den Vertretern der schwedischen Gesandtschaft, welche sich liebevoll unser angenommen hatten. Der Morgen des 9. April brachte uns an historischen Stätten vorbei, fuhren wir doch längs der Straße, auf welcher Napoleon 1812 nach Moskau zog — Moschaisk, Borodino. Von der Bahn aus sahen wir auf der Höhe ein Denkmal, offenbar das Denkmal zur Erinnerung an die

Schlacht bei Borodino, wo am 7. September 1812 Kutusow mit Napoleon kämpfte. Das Bild des Vorfrühlings entwickelte sich immer mehr: schmelzende Schneemassen, blinkende Rinnsale, anschwellende Flüßchen, überschwemmte Wiesen. Unmassen von Saatkrähen in den zahlreichen Birken belebten das Landschaftsbild. Man verstand es jetzt, daß auf den Vorfrühlingsbildern russischer Maler die „грачи" (Saatkrähen) eine große Rolle spielen. Die Landschaft im Moskauer und Smolensker Gouvernement war z. T. recht anmutig. Die durch das schöne Wetter und die baldige Aussicht, auf deutsches Schutzgebiet zu gelangen, gehobene Stimmung wurde dadurch noch besser, daß unser liebenswürdiger Rhapsode, Herr Armin Gernhardt, uns durch seinen schönen Gesang erfreute, dabei den nahenden Lenz mit Hildachs herrlichem Liede begrüßend. Wir hatten gehofft, das schön gelegene Smolensk bei Tage zu erreichen, das blieb uns leider versagt, da wir die Station erst nachts passierten. Der Morgen des 10. April, des historischen Mittwoch, an dem wir Rußlands Staub von unseren Füßen zu schütteln hofften, brach trübe an, aber der Himmel klärte sich während der Fahrt durch das Mohilewsche Gouvernement, welches sich an das Smolenskische anschließt, auf, und wir hörten als Freudebotin die erste Lerche. Um 9 Uhr morgens trafen wir in Orscha ein, wo sich die Moskau-Brester und der Witebsk-Schlobinsche Zweig der Riga-Oreler Bahn kreuzen. Hier also sollte sich nach achtwöchentlicher Irrfahrt unser Schicksal entscheiden! War es da nicht erklärlich, daß wir mit gespannten Nerven der Dinge harrten, die da kommen sollten. Durften wir in dem Drama, das wir durchlebten, auf ungestörten Fortgang der Handlung und glückliche Lösung hoffen, oder erwarteten uns, wie schon oft, Peripetien? Während die „Schweden" mit dem Orschaer Kommandanten unterhandelten, erschien Dr. Vierhuff, begleitet

von seiner Tochter, um die Seinigen zu begrüßen und seine Frau nach Witebsk mitzunehmen. Man führte uns von einem Geleise auf das andere, wobei wir einen schönen Fernblick nach Osten ins Dnjeprtal genossen; den Dnjepr selbst konnten wir nicht sehen.

Da sich doch unsere Schicksale nicht ohne Hemmung abzuspielen pflegten, machte der Kommandant anfangs Schwierigkeiten in bezug auf unsere Beförderung: er glaubte, daß es sich um Austausch handele, aber kein gegen uns auszuwechselndes Austauschobjekt da sei. Als ihm jedoch das Moskauer Schriftstück vorgelegt wurde, waren alle Schwierigkeiten behoben, und wir konnten erleichtert aufatmen. Einzelne von uns haben freilich zuguterletzt ein Stimmungsbild wenig erhebender Art genossen, indem unter den auf dem Bahnhof Versammelten Stimmen laut wurden, die uns bedrohten. — Als wir uns jetzt nach der ersehnten deutschen Grenze erkundigten, sagte man uns, daß sie in nächster Nähe unseres Standortes sich befände: bei dem nächsten Semaphor stünde schon der deutsche Posten. Ich lugte hinaus, sah auch auf der bezeichneten Stelle deutsche Soldaten stehen, sie trugen aber nicht die erwartete Pickelhaube, sondern den in der Sonne blinkenden Topfhelm. Meine Wagengenossen wollten es nicht wahr haben, daß es sich um Feldgraue handele — da stünden Russen. Fürst Lieven aber entschied die Streitfrage: ich hätte recht, der stählerne Topfhelm sei jetzt im deutschen Heere eingeführt, die Pickelhaube diene als Paradestück. Nun erschienen rote Gardisten, um die Gepäckrevision zu vollziehen. Systemlos, wie alles bei den russischen Bolschewiken, hat auch diese Revision stattgefunden, ungebildet und schlecht instruiert waren die mit der genannten Aufgabe betrauten Beamten. In einem Wagen spürte man ganz oberflächlich nach Waffen, in einem zweiten nach Büchern, in

einem dritten nach Dokumenten, einen vierten untersuchte man im allgemeinen. Dabei spielten sich komische Szenen ab. Der Revident fragt nach Büchern. Man reicht ihm ein Unterhaltungsbuch, das er als ungefährlich zurückgibt. Da ergreift ein Verschleppter scherzeshalber die dem offiziellen russischen Kursbuch beiliegende Eisenbahnkarte. Höchst wichtigtuend versenkt sich der Bolschewik in das Studium des Aktenstücks, ist es doch eine Karte, und Karten galten in Rußland während des Krieges immer als etwas höchst Geheimnisvolles und Gefährliches. „Die Karte dürfen Sie nicht behalten" lautet der weise Schluß. „Na, da nehmen Sie auch das Kursbuch zum Andenken" sagt der betr. Besitzer lächelnd und übergibt es dem erstaunten Hüter der Ordnung. In einem anderen Wagen findet der Beamte ein hübsches Besteck mit Werkzeugen für Reisezwecke. Das gefällt ihm so gut, daß er mit der Erklärung, derartiges bei sich zu führen sei verboten, es in seiner Tasche verschwinden läßt. Als er aber die goldene Uhrkette des betr. Herrn aus dessen Reisetasche sich zu Gemüt führen will, da reißt dem Besitzer die Geduld, und er legt mit Erfolg energisch Protest gegen eine derartige „Expropriation" ein. Sehr eifrig stürzte sich ein Revident auf ein altes Brot mit der Behauptung, darin sei gewiß etwas verborgen — derartige Kniffe hätte er selbst oft praktiziert. Leider halfen ihm seine Bemühungen, die er mit einem Bajonett an dem steinharten Brot ausübte, nichts: es ließ sich beim besten Willen nichts finden. Nach Lebensmitteln wurde gar nicht gefragt, obgleich es geheißen hatte, daß man Brot und Molkereiprodukte nicht über die Grenze lasse. In einem Wagen war der Beamte so liebenswürdig gewesen, daß er mehrfach darauf hinwies, wie lästig ihm die Erfüllung seiner Aufgabe sei, aber er könne wirklich nicht anders.

Nach Erledigung dieses Akts erfolgte ein namentlicher Aufruf aller Verschleppten — und dann kam der große Moment: Wir zogen mit unseren Sachen bis zu dem deutschen Posten. Also wirklich! Unser Sehnen und Hoffen war zur Wirklichkeit geworden, wir standen auf deutschem Boden, unter dem Schutz der deutschen Regierung, hatten den russischen Schmutz abgeschüttelt! Man wagte es noch nicht zu glauben. — Unserem Zuge begegnete eine Menge von Rückwanderern, welche eben mit einem Warenzuge angekommen waren. So gingen wir aneinander vorüber, die einen west-, die anderen ostwärts.

Als wir mit unseren Sachen uns in dem ersten, besten Wagen des mit den Rückwanderern eingetroffenen Warenzuges eingerichtet hatten, da beglückwünschten wir einander mit Tränen in den Augen und dankten Gott. Waren wir doch nicht nur nach zweimonatlichem Langen und Bangen befreit, sondern wir hatten das, was so viele von uns ihr Leben lang ersehnt, was sie nie zu hoffen gewagt: Wir standen unter dem Schutz des Deutschen Reichs und des Deutschen Kaisers, wir hatten ein Vaterland! Aber wie so oft während unserer Irrfahrten ging es auch jetzt nicht ohne Schrecken ab. Der den Warenzug begleitende Feldwebel erklärte seinem Leutnant, der deutsche Kommandant in Orscha weigere sich uns entgegenzunehmen, weil wir bei ihm nicht angemeldet seien; es war also offenbar ein Versehen in Moskau passiert und das bez. Telegramm der schwedischen Vertretung nicht eingetroffen. Während des Parlamentierens zwischen Leutnant und Feldwebel haben sich verschiedene Verschleppte in tiefster Seele das Versprechen gegeben, sie würden sich nicht über die Grenze zurückschicken lassen, sondern nötigenfalls in den nahen Wald fliehen. Nun, Gott sei Dank, das war nicht nötig. Denn kurz entschlossen rief der Leutnant: „Losfahren! Ich

nehme es auf meine Verantwortung", und zu den Herren v. Bremen und Nilostonski: „Kommen Sie mit!" Auf der Warenstation Orscha angelangt, wo der deutsche Kommandant residierte (der Personenbahnhof Orscha war in russischen, der Güterbahnhof in deutschen Händen), ging der Leutnant mit den beiden Herren und dem Fürsten Lieven zum Kommandanten. Dort erhielt der Leutnant für sein selbständiges Handeln den offiziellen Rüffel, im übrigen aber war der Kommandant sehr entgegenkommend und verlangte vom Fürsten die ehrenwörtliche Versicherung, daß alle Verschleppten staatlich zuverlässig seien -- und um 1 Uhr mittags nach mitteleuropäischer Zeit fuhren wir ab. Das war ein erhebender Moment, dessen Wirklichkeit einem noch immer nicht ins Gehirn wollte. Doch es war Wirklichkeit, die herrlichste schönste! Zur seelischen Stimmung paßte die Feststimmung der Natur: leuchtender Sonnenschein in prächtigem Walde. Immer wieder fuhren wir an Gruppen von Rückwanderern vorbei, welche, am Waldrande gelagert, ihrer Abfertigung harrten. Mit Jubel begrüßten wir jeden einzelnen deutschen Posten, deren eine Menge längs dem Bahndamm standen. Unterwegs fielen uns, von den sonst ungepflegten Waldungen abstechend, einige schöne Waldkulturen auf. Sie gehörten deutschen und polnischen Besitzern. Unsere Reise ging nicht westlich direkt auf Minsk los, sondern wegen einer zerstörten Brücke nach Süden gen Mohilew, wo wir um 6 Uhr abends eintrafen. Wie eigenartig mutete es an, überall deutsche Aufschriften zu lesen, deutsches Militär zu sehen. Außer den Feldgrauen gab es hier auch polnische Legionäre, kenntlich an dem Topfhelm mit weißem Adler oder der Uniformsmütze in polnischen Farben. Uebrigens erfuhren wir, daß infolge von Unstimmigkeiten die polnischen Legionäre in verschiedenen okkupierten Gebieten durch deutsches Militär ersetzt seien.

Von der Stadt Mohilew und ihrer hübschen Lage konnten wir leider nichts sehen, da wir sie in weitem Bogen umfuhren. Von Schlobin, das wir in der Nacht passierten, ging es in nordwestlicher Richtung der Heimat zu. Nach einer wundervollen sternklaren Frühlingsnacht brach ein herrlicher Morgen an, als wir die Grenze zwischen dem polnischen und deutschen Okkupationsgebiet überschritten.

Ein eigentümliches Gefühl überkam den Beschauer, als der Zug bei leuchtendem Sonnenschein über die infolge der Frühlingsüberschwemmung weit ausgetretene Beresina fuhr. Welch schreckliche Dinge waren hier einst vor sich gegangen, wieviel Menschenleben waren dem Zäsarenwahn zum Opfer gefallen! Einst und jetzt! Die ehemalige Festung Bobruisk liegt malerisch am rechten Ufer des genannten Flusses. Große Massen erbeuteten Kriegsmaterials sahen wir längs der Bahn.

Als wir nachmittags in Minsk eintrafen, wurde uns bekannt gegeben, daß wir die Nacht dort verbringen würden — unsere Sache sei geregelt, das Telegramm eingetroffen. Am nächsten Morgen, dem 12. April, war ich früh auf, um mir Minsk anzusehen. Das schöne Wetter lud zu einem Spaziergang ein. Die Stadt trägt in ihren Gebäuden und der Straßenanlage einen westeuropäischen Charakter, hat einige monumentale Gebäude aus älterer und neuerer Zeit. Die barocke katholische Kirche und das Rathaus in barocken Formen verraten polnisch-katholische Einflüsse. Ein stattlicher Bau ist die in romanisierenden Formen gehaltene, an die frühere Rigaer Kathedrale erinnernde russische Kirche, schön präsentiert sich eine neue in rein romanischen Formen gehaltene katholische Kirche aus Backsteinen mit prächtiger innerer Ausmalung. Das jüdische Element herrscht in Minsk vor, die Spuren des jüdisch-polnischen Schmutzes sieht man

noch in der Peripherie der Stadt, im allgemeinen hat das neue Regiment Sauberkeit geschaffen.

Gegen Mittag verließen wir Minsk, um am Nachmittag in Molodetschno einzutreffen, wo eben ein großes Lager für die Rückwanderer eingerichtet wurde. Molodetschno ist ein kleines Judenstädtchen, an der großen Heerstraße gelegen, auf der einst Napoleon zurückzog. Im Osten führt eine schöne doppelte Birkenallee auf das Städtchen zu. Es ist eine von jenen Alleen, welche zur Zeit Katharinas II. an den großen Heerstraßen angelegt wurden, damit diese bei den winterlichen Schneeverwehungen leicht erkenntlich seien. Auf der Fahrt durch die nördlichen Provinzen hatten wir solche Alleen an der großen sibirischen Heerstraße gesehen, auf welcher Tausende und aber Tausende von Gefangenen in die Verbannung getrieben wurden, wo ein Mentschikoff, ein Münnich ziehen mußten.

Am östlichen Rande des Städtchens war zu russischer Zeit ein großes Gefangenenlager gewesen. Man war eben beschäftigt, es vom Schmutz zu reinigen und für den oben genannten Zweck einzurichten, als wir eintrafen. Hunderte von Rückwanderern, besonders aus Ostpreußen, trafen wir dort, wie diese wurden wir in Baracken untergebracht. An beiden Seiten einer Baracke waren Bretterpritschen, mit Holzwolle bedeckt, die bei jedesmaligem Wechsel der Einwohner erneuert wurde. Zwischen diesen Schlafstellen führte ein Gang, an mehreren Stellen mit roh gezimmerten Tischen versehen. Die Räume waren sauber, von Ungeziefer habe ich nichts bemerkt. Dreieinhalb Tage verbrachten wir hier, denn die Beförderung konnte nur allmählich vor sich gehen. „Wenn wir von Bagdad bis Calais, von Venedig bis Edinburg Krieg führen müssen, dann kann man doch bei der Rückbeförderung noch etwas warten," sagte in der Schreibstube des Kommandanten

der schriftführende Unteroffizier, ein liebenswürdiger Karlsruher Kollege, zu einer ungeduldig nach dem Termin ihrer Heimbeförderung fragenden reichsdeutschen Dame. Wie glücklich wir sein konnten, uns hier zu befinden, wie dankbar wir sein mußten für die uns durch Deutschlands Machtspruch zuteil gewordene Rettung, wie wir bis zur endgültigen Heimkehr uns in Geduld fassen mußten, das führte Pastor Baerent im Anschluß an den 66. Psalm bei einem unter freiem Himmel am Sonnabend, dem 13. April, abgehaltenen Gottesdienst in ergreifenden Worten aus. Die alten Choräle, welche wir da zusammen sangen, waren ein Ausdruck des Dankgefühls, das alle Herzen erfüllte. In der Sonntagspredigt wies Pastor Girgensohn, ausgehend vom Evangelium von den 10 Aussätzigen, auf die Pflichten hin, die wir in Zukunft zu erfüllen hätten. In ähnlicher Weise wurden unsere lettischen Gefährten von den Pastoren Pawassar und Ehrmann mit geistlichem Zuspruch erquickt.

Die Tage in Molodetschno, während derer für unsere Verpflegung gut gesorgt war, brachten viel Interessantes und Eigenartiges. Erfuhr man doch, was andere während ihrer Gefangenschaft erlebt hatten, wie sie Jahre hindurch gequält waren; besonders die aus Ostpreußen Fortgeschleppten hatten Schreckliches zu erzählen. Manche gemütliche Stunde wurde mit den Feldgrauen in den Kantinen verplaudert, ja es gab sogar ein Theater, wo im Felde stehende Berufsschauspieler und Berufsartisten auftraten.

Am Sonntag, dem 14. April, erging an unsere Kranken und Schwachen die Aufforderung, mit einem Sanitätszuge Molodetschno zu verlassen, da sie auf diese Weise bequemer reisen könnten; einige Personen folgten der Einladung. Am folgenden Tage entstand in unseren beiden Baracken eine große Aufregung dadurch, daß es plötzlich hieß, die Kurländer

unter uns dürften mit einem bald abgehenden Zuge abfahren, da ein Transport nach Kurland abgehen solle. Hals über Kopf reisten sie ab.

Gegen Abend dieses Tages, des 15. April, erscholl die Kunde: „Die Krasnojarsker kommen!" Und richtig! Es nahte eine lange Reihe von Männern, welche unter dem Druck der von ihnen geschleppten Sachen gebückt einherschritten. Nie hätte man in diesen struppigen und ruppigen Gestalten mit langen Haaren und Bärten, z. T. in sehr fragwürdiger Kleidung, Glieder unserer besten Gesellschaft vermuten können. Wie waren sie durch das mitgenommen, was sie hatten erdulden müssen! Das gab ein Begrüßen, ein Händedrücken, ein Fragen und Antworten, ein Erzählen des Erlebten! Was wir durchgemacht, das war ja geringfügig im Vergleich zu den Leiden jener Herren. Da Dr. Seraphim in seiner Broschüre „Nach Sibirien verschleppt" ihre Schicksale sehr anschaulich und ergreifend geschildert hat, brauche ich nichts darüber zu sagen.

Am Abend dieses ereignisreichen Tages wurde uns mitgeteilt, daß es in der Frühe des folgenden Tages fortgehen solle. Wem schlug da das Herz nicht höher! Und wie froh wurden wir, als sich am Morgen des 16. April ergab, auch der größte Teil der aus Krasnojarsk Eingetroffenen dürfe mitreisen. Mit etwa 500 Verschleppten setzte sich der Zug in Bewegung, welcher in Personenwagen 3. Klasse seine Insassen barg.

IX. In die Heimat.

Wir fuhren von Molodetschno in der Richtung auf Wilna. Gegen Mittag näherten wir uns Smorgony, wo die furchtbaren Kämpfe zwischen Russen und Deutschen stattgefunden

hatten. Drahtverhaue, Schützengräben, Unterstände durchzogen das Gelände, Knüppeldämme wenden sich hierhin und dahin, entsetzlich verwüstete Wälder zeugten von dem, was hier sich abgespielt hatte. Was ein Schlachtfeld ist und wie der Krieg haust, davon bekam man nun einen Begriff.

„Ein furchtbar wütend Schrecknis ist der Krieg, die Herde schlägt er und den Hirten". An der Stelle, wo einst Smorgony gestanden, sah man ragende Ruinen, an der Stelle des Bahnhofs Trümmer.

Dann aber das neue Leben auf den Ruinen: bei Soly Ost das erste große deutsche Lager, dem sich später weitere Lager anschlossen. Nach dem Bilde der Zerstörung, der grausigen Vernichtung, des Schreckens Bilder neu erstehenden Lebens, der Ordnung, der Sicherheit. Entzückend waren die deutschen Kriegerfriedhöfe mit ihren Birkenkreuzen und Birkenzäunen.

Am Nachmittag gelangten wir nach Nowowileisk, einem Villenorte in der Nähe von Wilna, in hügeliger Gegend wunderhübsch gelegen, durch Wasser belebt.

Dann lag vor uns das alte, durch seine herrliche Lage und interessanten Bauten berühmte Wilna. Wenn man früher von dem interessanten und schönen Wilna sprach, so hieß es gleich: „aber schmutzig!" Das ist jetzt dank der neuen Ordnung anders geworden: die Schönheiten der Stadt und der Bauten kommen wirklich zur Geltung.

Aus Wilna wurde als Zeichen unseres tiefgefühlten Danks von den Krasnojarsker Herren und uns ein Huldigungstelegramm an Seine Majestät den Kaiser abgesandt. Die Uebermittelung der Depesche ins Große Hauptquartier übernahm freundlichst der Kommandant der Eisenbahnstation.

Einen Begriff von der guten neuen Organisation bekamen wir in Landworowo, wo wir nachts halb ein Uhr an der

Verpflegungsstelle gespeist wurden. Die Abspeisung der 500 Menschen unseres Zuges war in kurzer Zeit besorgt, alles ging glatt und ohne Störung, der Platzmajor, ein liebenswürdiger älterer Herr, machte die Honneurs und wachte über dem Ganzen.

Am Morgen des 17. April in Koschedary angelangt, erfuhren wir, daß es nun nach Nordwesten über Radziwilischki auf der neuen Bahn nach Schaulen, von dort nach Mitau gehen solle. Je mehr nach Westen, desto fortgeschrittener war die Vegetation. Pulsatilla in riesigen Mengen, blühende Weiden, Faulbaum, Ellernkätzchen. Wundervoll war bei Morgenbeleuchtung die Ueberfahrt über einen Fluß, die Newescha, wenn ich nicht irre, einen Nebenfluß des Njemen, aber die Krone der Frühlingseindrücke bot der herrliche Park von Keidany, dem Gut des berühmten Generals Todleben, des Verteidigers von Sewastopol.

In nächster Nähe des Bahnhofs, wo unser Zug längere Zeit hielt, liegt im Park ein Minarett, an seinem Fuß mit einer türkischen Inschrift versehen. Von der Spitze des Minaretts hat man eine wundervolle Aussicht auf den Park, durch den ein Fluß sich in vielen Windungen schlängelt. Hier durften wir spazieren, uns an Anemonen, Lungenblumen, Lerchensporn, Vogelmilch erfreuen. In der Feldbuchhandlung der Station fand man interessante Zeitungen, Bücher und Bilder — die Zeit während des Keidanyer Aufenthalts verging im Fluge. Auf der Station Beisagola wurden wir von unseren Kranken überholt, welche uns in Molodetschno verlassen hatten und nach einem Aufenthalt in Wilna mit dem Personenzuge gen Riga eilten. Abends trafen wir in Radziwilischki ein. Ein Spaziergang orientierte darüber, was die neue Herrschaft hier getan. Litauische Dörfer mit sauber gefegten Höfen und Straßen, litauische Landstraßen gewalzt und

geebnet — das konnte nicht aus früherer Zeit stammen! In Radziwilischki erfuhren wir durch Militär und Privatpersonen Näheres über die Vorgänge in Wenden und Dorpat nach unserer Verschleppung. Es bestätigten sich jetzt die schrecklichen Nachrichten, welche wir früher in einer lettischen Zeitung gelesen, aber nicht hatten glauben wollen, die Ermordung von Pastor Adolphi und Frau, Dr. Elias, Apotheker Walter, Oberförster Tusch und Tochter, Förster Rickweil, Oberförster Gawel. Auch die Ermordung des Rechtsanwalts Teikman, des Pastors Jende, des Apothekers Tusch und des Gutsbesitzers Häcker wurden zur schrecklichen Gewißheit. Um 3 Uhr nachts passierte unser Zug Schaulen. So viel ich von der Stadt sehen konnte, schien es mir, als ob wir an Ruinenfeldern vorbeiführen. Zwischen Schaulen und Mitau machten wir auf der Station Janischki Halt, deren Name sich mir mit der Erinnerung an einen schmutzigen litauischen Judenflecken, mit Pferdehandel und einer großen katholischen Kirche verbindet. Vom Städtchen selbst war hier nichts zu sehen, das hölzerne Stationsgebäude ist ein geschmackvoll in Biedermeierformen errichteter Bau. In denselben ansprechenden Formen sind alle Bahngebäude der von den Deutschen geschaffenen Bahn Schaulen — Mitau erbaut. Bald kamen wir über die kurische Grenze und waren somit nach zweimonatlicher Abwesenheit wieder in der Heimat! Welche Erinnerungen erweckten die Namen Alt-Platon, Swehthof! Auch hier das Bild des Krieges, das Land freilich nicht verwüstet, aber vielfach unbebaut. Es gibt wenig Menschen, die Russen haben die meisten verjagt, tabula rasa gemacht. Wann wird das wieder in Ordnung sein?

In Mitau trafen wir um 1 Uhr mittags ein. Da gab es manch freudige Begrüßung, zumal es gestattet wurde, für die Dauer einiger Stunden die Stadt aufzusuchen. Die

2 Stunden dauernde Fahrt von Mitau nach Riga bot einen Anblick ähnlich dem, wie wir ihn um Smorgony gehabt, ein Bild der Verwüstung und Zerstörung, dazwischen schimmert das freundliche Weiß der Birkenkreuze und -Zäune der Kriegerfriedhöfe.

In Riga brachte man uns auf den Rangierbahnhof, so daß sich nicht die Möglichkeit bot, in der Stadt sich mit Verwandten und Freunden zu begrüßen. Es kamen aber viele Menschen auf die Kunde von unserem Eintreffen heraus, bewillkommneten und traktierten uns.

Dann ging es weiter bis Hinzenberg, wo wir den ganzen Freitag über blieben, da durch Beförderung von Militär und Rückwanderern die Bahn stark belastet war. Natürlich fiel es schwer, gewissermaßen vor der Tür warten zu müssen und nicht eintreten zu dürfen. Aber war es denn anders möglich? Was bedeutete in diesem Augenblick, wo Deutschland im Westen alle Kräfte anspannte, um in furchtbarem Ringen den Gegner niederzuzwingen, ein kleiner Aufenthalt von ein paar Hundert Menschen!

Der Abend in Hinzenberg war sehr stimmungsvoll. Pastor v. Zur Mühlen hielt einen Abendgottesdienst, eingeleitet und abgeschlossen durch den Gesang von Chorälen. Dann bewährten die Estländer ihren alten Ruhm als sangesfrohe und sangeskundige Leute: schöne Quartette gaben sie zum Besten. Dem schloß sich Chorgesang verschiedener Volkslieder an, es sammelten sich immer mehr Feldgraue um uns. Das deutsche Lied schlug die Brücke zwischen ihnen und den Verschleppten — gemeinsam erfreute man sich an den Gaben der edlen Frau Musika. „Heil dir im Siegerkranz" klang es dann hinaus in die stille Abendluft. Das alles im Walde bei einbrechender Nacht, bei aufflammenden Wachtfeuern. Eine unvergeßliche Erinnerung!

Dann brach der Morgen des 20. April an, des großen, herrlichen Sonnabends! Früh in Ramotzky eingetroffen, mußten wir die Wagen verlassen, weil von hier wieder die russische Spurweite begann und wir in russische Wagen verladen werden sollten. Es war nämlich eine solche Masse rollenden Materials erbeutet, daß man die baltischen Eisenbahnen nicht auf die deutsche Spurweite umarbeitete, sondern von Ramotzky ab russische Waggons und Lokomotiven laufen ließ. Mitten im Walde hat man einen riesig langen, hohen Bahnsteig aus Holz errichtet, von dem aus das Umladen vor sich geht. Eine Unmasse von Feldgeschützen stand dort, deutschen und erbeuteten russischen, bereit zur Ueberführung nach Deutschland. Auf dem Abhang zu Füßen des Gutsgebäudes von Ramotzky sind Baracken erbaut, davor Tische und Bänke aufgeschlagen. Dort werden die Rückwanderer verpflegt, dort haben wir auch herrliche Reissuppe bekommen, sind mit Kaffee, Brot, Butter, Marmelade gestärkt worden. Von Minsk ab hat die deutsche Verwaltung glänzend für unser leibliches Wohl gesorgt, so daß wir nur immer wieder danken konnten.

Wenn man von dem Abhang unterhalb des Ramotzkyschen Gutsgebäudes hinabschaute, dann bot sich ein Bild, wie es der Geist beim Lesen von „Hermann und Dorothea" sich vorgestellt, ins Moderne übersetzt. An den Bänken und Tischen Menschen, die sich stärkten, unten weiter hochbeladene Wagen, umgeben von Menschen, großen und kleinen, alten und jungen, ein fortwährendes Kommen und Gehen. Im Hintergrunde der moderne Zusatz — Eisenbahnwagen und Lokomotiven.

Um 3/4 11 schlug die Stunde der Abfahrt. In Frachtwagen bequem auf Bretterbänken untergebracht, fuhren wir in einer halben Stunde die 16 Werst bis Wenden. Da lag vor uns das alte schöne Städtchen, „die Perl' in Livlands Kron'", der alte Herrmeistersitz, die Stätte, wo wir unsere

Lieben wiedersehen sollten, die in so großen Sorgen unser geharrt, ja an unserer Heimkehr verzweifelt hatten! Bei herrlichstem Kaiserwetter fuhr unser Zug in den Bahnhof ein, und da ertönten, von Feldgrauen geblasen, die Klänge des alten Rinkartschen Chorals „Nun danket alle Gott."

Auf dem Bahnsteig sahen wir, Kopf an Kopf, unsere Lieben, unsere Freunde, unsere Bekannten, die Kinder mit schwarz-weiß-roten Fähnlein in den Händen und nun ging ein Begrüßen los, wie es keine Feder beschreiben kann. Dem Tode, der Arglist böser Menschen durch Gottes gnädige Fürsorge, durch den mächtigen Schutz des Deutschen Reichs glücklich entronnen, waren wir alle wieder vereint, waren alle zurückgekommen, keiner fehlte! Im Namen des kommandierenden Generals begrüßte der Stadtkommandant, Hauptmann Krämer die Verschleppten, worauf Professor Sokolowski aus vollem Herzen dankte, mit der Versicherung, daß wir zu unseren Rettern mit Gut und Blut stehen würden. Dann sangen wir alle „Deutschland, Deutschland über alles". Ein dreimaliges begeistertes Hurra auf unseren Allergnädigsten Schutzherrn Kaiser Wilhelm schloß die Feier. Dann zogen wir unter Vorantritt der Militärkapelle durch die Straßen Wendens, dieselben Straßen, welche uns vor zwei Monaten in so ganz anderer Verfassung hatten ins Elend ziehen sehen.

Allem dem, was wir Geretteten, was unsere Angehörigen und Freunde, was die Zurückgebliebenen empfanden, wurde sodann Ausdruck verliehen in dem wundervollen Festgottesdienst, welcher am Tage nach unserer Heimkehr, am Sonntag, dem 21. April, um 10 Uhr im alten Wendenschen Gotteshause stattfand, einem Lob- und Dankfest allerersten Ranges. Nach dem von Militärmusik begleiteten Gesang des Eingangsliedes „Lobe den Herrn, du meine Seele" und der biblischen Lektion von Joh. 16, 19—22 sang meine Tochter „Die

Himmel rühmen". Der Predigt hatte Pastor Bergengruen, der im Herbst 1915 nach Sibirien verschickte, kürzlich aus Riga zurückgekehrte Ortsprediger, den Text Jes. Kap. 12 zugrunde gelegt. Lob und Dank für all das Große, was der Herr an uns getan, war der Grundton seiner Ausführung, Lob und Dank erklang aus den Liedern, die wir nach der Predigt sangen.

Nach dem Schlußliede „Lobe den Herrn, ich will ihn loben" verließen wir unter den Klängen des von der Kapelle geblasenen altniederländischen Dankgebets unsere alte schöne Johanniskirche, welche im Laufe der sechs Jahrhunderte ihres Bestehens wohl selten so viel Menschen in ihren Hallen gesehen hat, die nur zu danken und immer wieder zu danken hatten. Die Zeit hat manchen wieder das Beten gelehrt.

Anhang.

Die von uns zurückgelegte Werstzahl betrug:

Auf der Hinreise:

Wenden — Petersburg	461
Petersburg — Wjatka	1156
Wjatka — Jekaterinburg	805
	2422

Auf der Rückreise:

Jekaterinburg — Kusino	574
Kusino — Wjatka	1291
Wjatka — Orscha	1571
Orscha — Wilna	568
Wilna — Wenden	416
	4420

Mithin haben wir

auf der Hinreise . . . . . 2422 Werst,
„ „ Rückreise . . . . . 4420 „ zurückgelegt
in Summa 6842 Werst.

Verzeichnis der Verschleppten.

(Die Verschwundenen und Zurückgebliebenen sind nicht dabei.)

Aus Wenden und Umgegend:

Ottilie Adolphi
Frieda Adolphi
Franz Adolphi
Julius Ansberg
Paul Baerent
Harriet Baerent
Marie Balding
Aron Balkin
Martin Balmak
Alide Balmak
Marie Bandau
Harry v. Blanckenhagen
Mary v. Blanckenhagen
Vita v. Bluhmen
Polly Boehm
Frieda Boehm
Auguste Brandt
Baronesse Antonie Ceumern
Baronesse Elsa Ceumern
Nikolai v. Ertzdorff-Kupffer
Hermann v. Freymann
Baronin Elsbeth Freytag
Baronesse Barbara Freytag
Ottilie Geuthe
Albert Gernhardt
Armin Gernhardt
Wilhelm Gernhardt
Ernst v. Gersdorff
Leon Goertz
Ottilie Gottfried
Martha Grüner
Paul Gurland
Arthur v. Hansen
Heinrich v. Hansen
Charlotte v. Hansen
Elisabeth v. Hansen
Paul v. Hansen
Bernt Hardwick
Eduard Heerwagen
Rudolf Heerwagen
Gustav v. Hirschheydt sen.
Gustav v. Hirschheydt jun.
Burchard v. Hirschheydt
Ernst v. Hirschheydt
Anna v. Hirschheydt
Karin v. Hirschheydt
Alexandra v. Hofmann
Baron Ernst Hoyningen-Huene
Baronin Margarete Hoyningen-Huene
Andreas Jansohn
Ludwig Jungmeister

Andreas Kampe
Ernst Kies
Selma Kies
Baroneſſe Magdalene Kleiſt
Karl Kremmer
Maximilian v. Kreuſch
Anna v. Kreuſch
Karl Eduard v. Kreuſch
Paul Lehmann
Fürſt Anatol Lieven
Fürſtin Eliſabeth Lieven
Prinzeſſin Serafine Lieven
Peter Mengel
Luiſe v. Mickwitz
Erika Müller
Karl Neppert
Leontine Neppert
Gaſton v. Piſtohlkors
Ebba v. Piſtohlkors
Alma Plamſch
Erna v. Preetzmann
Ernſt Reuter
Alexander Rittig
Arnold v. Samſon
v. Samſon
Alfred v. Samſon
Hermann v. Samſon
Baron Alexander Schoultz v. Aſcheraden
Baroneſſe Elsbeth Schoultz v. Aſcheraden
Edgar Schwanfeldt
Harald v. Seck
Sintenis
Max v. Sivers
Werner v. Sivers
Paul Sokolowſki
Johann Stein
Karoline Stein
Magda v. Strandmann
Alexander Trampedach
Edith Trampedach
Margarete Trampedach
Alma Trampedach
Ellinor v. Tranſehe
Bernhard Treide
Johann Treide
Robert v. Vegeſack
Alma v. Vegeſack
Fanny Vierhuff
Edith Vierhuff
Baroneſſe Margarete Vietinghoff
Johann Walter
Martha Walter
Erich v. Weçlawowicz
Anton Weispal
Ernſt Wiebeck
Alfred Wolansky
Baron Heribert Wolff
Ellinor v. Wolffeldt
Marie v. Wolffeldt

Aus Wolmar und Umgegend:

Karl Dannberg
Max Dannberg
Jahn Dukkul
Johann Ehrmann
Julius v. Erdmann
Bertram Fedder
Herbert Girgensohn
Jahnis Gorksch
Peter Gorksch
Hermann Grasmann
Martin Gukkis
Emil Krusemann
Karl Iwanowitsch
Jahn Marowski
Franz Marowski
Karl Melder
Hermann Meyer
Julius Mühlberg
Bernhard Musche
Ernst Osol
Eduard Pawassar
Jahn Puika
Peter Sahger
Natalie Sallin
Ludwig Schickedanz
Ernst Spielberg
Baron Leo Stempel
Jakob Straasman
Tennis Ullmann
Jean Urban
Peter Kurme (?)*)

Aus Walk und Umgegend:

Johann Bange
Julius Barth
Christian Behrsin
Viktor Kemmerer
Walter Kemmerer
Ewald Kemmerer
Theodor Stockman (?)

Aus Marienburg:

Andsche Ernest
Paul Indus
Fritz Kruhmin
Alma Kruhmin
Jahn Kruhmin (?)
Martin Kursen (?)
August Karlson (?)
Karl Rags

*) Die Fragezeichen bedeuten, daß ich die Herkunft der betr. Personen nicht sicher angeben kann.

Sechs Wochen im Elend

Erzählt und erlebt

von

Eugen Bergmann

Frau Sophie Chwalinsky
geb. von Gernet
in Simbirsk
als Zeichen treuer Erinnerung gewidmet

Am Bett der Menschheit sitzt die märchengraue Zeit,
Und manches Lied entströmt dem weisen Munde,
Das Götter komponiert vor langer Ewigkeit.
Wir Menschlein lauschen wohl im Schlaf der Kunde,
Denn ob die Worte traurig oder freundlich sind,
So wechselt sich der Traum in jeder Stunde . . . .
Und da die Zeit stets neuen Faden spinnt,
Hab ich mich bittend heut an sie gewendet,
Daß sie für Euch nur süße Weisen sinnt,
Sie Eurem Traum nur goldne Bilder sendet,
Daß sie auch meinen Dank hineinverwebe,
Der stets derselbe bleibt, so lang ich lebe.

Sechs Wochen im Elend.

Erzählt und erlebt von Eugen Bergmann.

Als ich am Donnerstag, dem 11. April dieses Jahres, spät abends nach siebenwöchentlicher Abwesenheit meine behagliche Bücherei betrat, das elektrische Licht aufdrehte und mich in einen Lehnstuhl setzte, ward mir sonderlich zu Mut. Alles lag und stand noch so, wie ich es in der Nacht vom 19. auf den 20. Februar verlassen hatte: auf dem runden Lesetisch die anmutigen Verserzählungen des alten Wieland, ein begonnener Brief mit dem Briefbeschwerer, den ich mir in Rom aus einer auf dem Palatin aufgehobenen Platte aus Giallo antico, dem Lieblingsstein des Septimius Severus, hatte schneiden lassen, von der Wand grüßte mich der unter Qualen lächelnde heilige Sebastian Guido Renis, die kleine Bianca Sforza aus der Ambrosiana in Mailand, deren Leben kurz wie das Leben einer Krokusblüte war, und auf ihrem Postament stand die Büste der Frau Schlüter, nachdenklich und sinnend.

Alles wie sonst, alles wie einst, nur ich selber kam mir gewandelt und fremd vor. Immer wieder mußte ich jenes Märchens aus Tausend und einer Nacht gedenken, in dem uns erzählt wird, wie ein Sultan oder ein Großvezier in seiner Badewanne sitzt, untertaucht und während dieses einen sekundenlangen Momentes die wunderbarsten, entsetzlichsten Abenteuer erlebt, die, als er emportaucht, wieder verschwunden sind, er sich wieder im gewohnten Gang des Lebens befindet und sich erschrocken die Frage vorlegt: „War es Traum oder Wirklichkeit?“

Doch ich will alles ordentlich erzählen, wie es kam und wurde und die Ouvertüre nicht zu lang werden lassen. Freilich: hunderte haben dasselbe oder ähnliches erlebt, und so kann

man es niemandem verübeln, wenn er hundertmal Gehörtes nicht zum hundert und erstenmal hören will und schon hier das Büchlein zuklappt. Wer aber trotzdem unsere Schreckensfahrt mitmachen will, der höre zu: erst im Dezember 1917 war ich aus zweijähriger Verbannung — die Gründe dieser Verbannung sind mir nie mitgeteilt worden — heimgekehrt, hatte kaum Zeit gehabt wieder die so lang entbehrte, so schmerzlich vermißte Heimatluft zu atmen, als dies neue Unheil überraschend und gänzlich unerwartet über uns hereinbrach. Den ganzen 19. Februar über herrschte unter den in unserem Hause wohnenden russischen Offizieren bereits eine sehr aufgeregte, nervöse Stimmung, die sich langsam auch den übrigen Hausbewohnern mitgeteilt hatte. Ein Unheil schien in der Luft zu liegen, aber man wußte nicht welches? Den ganzen Tag über gab es ein ewiges Kommen und Gehen uniformierter Herren, Türenschlagen und Treppenlaufen, Sachen wurden geschnürt, gepackt und fortgetragen und je mehr der Tag zur Neige ging, desto nervöser wurde dies Gebaren. Es hieß, die Deutschen wären schon in Serben und das einheimische Militär habe den Befehl erhalten, abzurücken. Doch da solche Nachrichten schon des öfteren dagewesen waren und sich nie bewahrheitet hatten, gab ich nichts darauf und vergaß, mit der Neuordnung meiner Bibliothek beschäftigt, bald Welt und Krieg und Menschen und ging um zwölf Uhr, nachdem ich noch so lange in Wielands graziösem Musarion gelesen, bis die nötige Bettschwere erreicht war, zur Ruh. Es mochte kaum halb fünf sein, als mich ein ungestümes Klingeln und Klopfen an der Haustür auffahren ließ, ich hörte schwere Stiefel auf der Treppe, dem bald ein derbes Poltern an meinem Schlafzimmer folgte. Notdürftig bekleidet öffnete ich die Tür und wollte meinen Augen kaum trauen, als ich einen Haufen bewaffneter Gardisten vor mir sah.

„Sind Sie Eugen Bergmann?“ fragte mich der Anführer dieser Heldenschar, der, wie ich später hörte, ein Herr Strauß aus Riga, Gehilfe des Smiltenschen Kommissars, gewesen sein soll.

„Ja, der bin ich“.

„So erkläre ich Sie auf Verfügung des Iskolat für arretiert. Kleiden Sie sich an und folgen Sie mir“.

Da der Herr sah, daß ich ihn nicht gleich begriff und da ich ihn vermutlich nicht sehr geistreich angeschaut haben mochte, fügte er verbindlich hinzu: „Sie brauchen nicht zu erschrecken. Man wird Ihnen nichts tun, man wird Sie nur in das Innere Rußlands bringen. Sozusagen als Geisel. Packen Sie Ihre Sachen und beeilen Sie sich, wir haben nicht viel Zeit.“

„Nur in das Innere Rußlands“ — wie tröstlich das klang . . .

Doch was tun? Wie lauteten die Verse des alten Wieland, mit denen ich zu Bett gegangen war?

„Wo Widerstreben
Vom Untergang das Schiff nicht retten kann,
Da wird ein weiser Steuermann
Mit guter Art sich in den Wind ergeben.“

Und so machte ich wenigstens den Versuch jenen weisen Steuermann zu spielen, obgleich mir wenig darnach zu Mut war, und begann nach einigem Zögern das Nötigste an Wäsche und dergleichen in eine kleine Reisetasche zu packen, immer unter Aufsicht des Höchstkommandierenden.

Als ich fertig war, entspann sich folgendes Zwiegespräch: „Ich möchte mich vor allen Dingen von meiner alten Mutter verabschieden.“

„Ich bedaure Ihnen das nicht gestatten zu können. Aber Sie können ihr ja eine schriftliche Mitteilung hinterlassen.“ Jetzt war die Reihe des Bedauerns an mir.

„Darauf kann ich leider nicht eingehn. Ich werde es unter allen Umständen tun, denn wenn man eine Mutter verlassen soll, die im 83. Lebensjahr steht, weiß man nicht einmal, ob man sie nach kurzer Trennung wiedersieht, geschweige denn bei einer langen. Sie können mich ja begleiten, falls Ihnen die Sache riskant erscheint."

Herr Strauß war offenbar ein Gentleman, einer jener Edlen aus dem Stamme Rinaldo Rinaldinis und so erklärte er denn auch nach kurzem Besinnen: „Es sei."

Meine arme Mutter war durch das Lärmen und Laufen im Hause bereits erwacht, und ich konnte ihr in aller Eile mitteilen, um was es sich handelt. Es war hart für sie und für mich, diese zweite Auflage, denn die ersten beiden Jahre der Trennung lagen uns noch schwer in den Gliedern. Dann trieben meine Häscher zum Aufbruch und wir traten in die kalte graue Morgendämmerung hinaus. Ich immer in dem naiven Glauben: „es wird so schlimm nicht sein. Man läßt dich bald wieder laufen, in ein paar Tagen bist du wieder daheim und kannst dich mit dem alten Wieland weiter unterhalten." Wir schlugen den Weg zum Herrenhause ein, denn die „neue Regierung" hatte von ihm schon seit längerer Zeit Besitz ergriffen, daselbst ihren ständigen Sitz aufgeschlagen und lenkte von dort aus „weise, gerecht und selbstlos" die Geschicke des Smiltenschen Kirchspiels. Man führte mich sofort zu dem derzeitigen Machthaber. Herr Stahmer, ein Kurländer, Volkslehrer aus dem Frauenburgschen, sozusagen der Robespierre des neuen Staates der Glückseligkeit, würdigte mich kaum eines Blickes, „denn eine Würde, eine Höhe, entfernte die Vertraulichkeit", überdies war er mit Regieren beschäftigt.

„Sie heißen?"

„So und so".

„Sie sind deutscher Untertan?"

„Leider nicht. Ich erfreue mich der Vorzüge und Vorrechte des russischen Untertanenverbandes. Aber ich bin deutscher Nationalität". Er lächelte überlegen und ironisch, wie es einem großen Mann geziemt, machte eine Notiz mit seiner Diplomatenfeder auf ein vor ihm liegendes Papier, deutete mir durch eine herablassende Handbewegung an, daß die Audienz als beendigt anzusehen sei und ich ging „durch die Mitte ab". Das nächste Zimmer war das frühere fürstliche Speisezimmer und mir aus vergangenen Tagen wohl bekannt. Dort saß unter Bewachung von halbwüchsigen Burschen bereits eine große Anzahl von Schicksalsgenossen, und ich war überrascht und erstaunt, so viele zu sehen, die ich nicht erwartet hatte; waren es doch meist Damen und Herren lettischer Nationalität, die, so viel mir bekannt war, sich gern und freudig um das Gedeihen ihres Volkes abgemüht hatten. Und der sonst so behagliche Raum — du lieber Himmel! wie sah der aus? Unsauber und verwahrlost, öde und ohne Möbel, mit verdorbenem Parkett! Einigen Porträts, die an den Wänden hingen, waren die Augen durch Bajonettstiche ausgestochen worden, und starr und glanzlos schauten sie auf das Hereinbrechen des neuen goldenen Zeitalters der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Es gibt ja auch eine Brüderlichkeit Kains!

Die Wachen lärmten und redeten laut durch einander und ab und zu erschien ein alter, hinkender Kerl, dem die unterstellt zu sein schienen und in dessen Augen der Fanatismus blitzte. Der Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen war hier getan. . . . Wir mußten unsere Taschenmesser nach berühmten Mustern abliefern, und ich zog mit heimlichem Seufzen das meine hervor; der sonnige Tag, an dem ich es in dem freundlichen Eisenach gekauft hatte, wurde in meiner

Erinnerung wach, und ich glaubte noch die Stimme des Messerschmieds zu hören, mit der er mir die Vorzüge und Schönheiten der Klingen und des eingelegten Stieles pries.

„Es ist alles Handarbeit, lieber Herr!"

Die Messer sollten wir in Walk zurückerhalten, — es hat sie jedoch keiner seiner Besitzer wiedergesehen.

Um etwa sieben wurde das Signal zum Aufbruch gegeben, nachdem noch einer und der andere die Zahl der Arretierten vermehrt hatte. Unsere Zahl betrug vierundzwanzig.

Unter den Damen befand sich auch eine Siebzigjährige, Frau Dorothea Seewaldt aus Ronneburg. Es war ein kalter, sonniger Tag. Der Schnee leuchtete in reinstem Weiß, und ein freundlicher, dunkelblauer Himmel spannte sich über Feld und Wald.

Vor dem Herrenhause wurden wir in säuberlicher Ordnung aufgestellt, immer vier nebeneinander, und jener alte Admiral — er behauptete dreizehn Sprachen zu können und Matrose gewesen zu sein — lief mit gravitätischer Wichtigkeit, die an einen kollernden Truthahn erinnerte, von einem zum andern, schrie und schalt und erklärte mit wuterstickter Stimme, daß seinen Befehlen blindlings zu gehorchen sei, daß jeder, der den geringsten Fluchtversuch mache, sofort niedergeschossen würde, daß wir uns streng in der geordneten Reihe zu halten hätten und daß Gespräche untereinander unstatthaft wären. Sein scharfgeschnittenes Profil mit den unheimlich glänzenden Augen gemahnte mich an ein Bild Knipperdollings, des Führers der Münsterschen Wiedertäufer, das ich mal irgendwo gesehen hatte.

Von fünfzehn, noch sehr jugendlichen Leutnants der Roten Garde eskortiert, setzte sich der formierte Zug in Bewegung. Der alte, hinkende Truthahn immer voran. Zwei einfache Fuhrwerke waren — noblesse oblige! — den Aelteren

und Schwächeren aus der Gesellschaft zur Verfügung gestellt worden. Der Schnee knisterte unter unseren Schritten, die Wege waren stellenweise tief verschneit, stellenweise wieder stark ausgefahren und das Gehen im schweren Pelz ermüdend und anstrengend. Aber ringsum herrschte Ruhe und Stille. Dann und wann flog eine erschrockene Dohle auf, und die Glocke der Smiltenschen Kirche, die den Bußtag einläutete, klang hell und feierlich und friedlich bis zu uns her, als wollte sie uns mit ihrem Tönen geleiten.

So erreichten wir nach etwa zwei Stunden das Gut Alt-Bilskenshof, das etwa neun Kilometer von Smilten auf dem Wege nach Walk zu, liegt. Hier hatte sich bereits ein Trüppchen Neugieriger, Frauen, Männer und die liebe Jugend aufgestellt, die mit schadenfrohem Lächeln — Schadenfreude ist ja bekanntlich die reinste Freude — und lautem Lachen die Angekommenen bewillkommnete. Vor dem Kruge hielten bereits etwa zehn Fuhrwerke primitivster Verfassung, dazu bestimmt, uns nach Walk zu bringen.

Es galt sich, in diese, so gut es ging, einzuschachteln, unsere Wachen verteilten sich zu je zweien auf jeden Schlitten, und nun ging es wieder weiter. Um unsere Verpflegung hatte sich bisher niemand gekümmert. Auf halbem Wege wurde Rast gemacht und wir durften von unseren mitgenommenen Vorräten, die bei dem hastigen Aufbruch meist nur aus Brot und Butter bestanden, essen. Nach etwa einstündiger Erholung ging es wieder weiter, und bei einbrechender Dämmerung näherten wir uns Walk.

Als wir das vorgelagerte Wäldchen passierten, sahen wir links am Wege im Schnee mehrere männliche Leichen liegen. Es hieß, es wären das Leute, die eben vom neuen Regiment zur Strafe vielfacher Sünden und Vergehungen erschossen wären, und leise erschauernd setzten wir schweigend

unseren Weg zu Fuß weiter fort, denn die Equipagen hatten wir hier verlassen müssen. Der possierliche Schreckensmann tänzelte wie Freund Hein auf dem bekannten Spangenbergschen „Im Zuge des Todes" uns immer weiter voran, schrie uns ab und zu einen seiner kategorischen Imperative erbost zu und schwoll mit jedem Schritt mehr vor Wichtigtuerei und Grandezza an. Auf den Straßen Walks herrschte ein lebhaftes Treiben. Das Militär war mit seinem Abzuge beschäftigt, es rasselte und rollte und lärmte, und die ganze Welt schien auf den Beinen zu sein. Besonders die liebe Straßenjugend hatte ihre helle Freude an uns armen Schächern und war nicht träge, uns mit mehr oder minder anzüglichen Redensarten zu begrüßen. Jeder blamiert sich, so gut er kann!

Aber es ist doch ein verteufelt deprimierendes Gefühl für einen halbwegs anständigen Menschen so unter militärischer Bewachung durch die Straßen geführt, von den Vorübergehenden angegafft und von der hoffnungsvollen Jugend verhöhnt zu werden.

„Es ist nicht leicht, den Dornenpfad zu wandeln."

Man brachte uns zuerst in die ehemalige Polizei, wo der Iskolat residierte. Der wies uns jedoch schleunigst ab, denn er war mit Einpacken beschäftigt. Nun ging es zum Iskosol, aber mit demselben Erfolge, weil er bei derselben Beschäftigung war. Man soll uns fürs erste in die Kirche sperren, das Weitere werde sich finden. Das geschah. Es war eine kalte, sternenhelle Nacht, in der Kirche brannten die elektrischen Seitenkerzen, und wir fanden bereits ein stattliches Häuflein von Leidensgenossen vor, deren Zahl sich stündlich durch neuen Zuzug vermehrte. Aus Rujen, Marienburg und Wenden. Aus Wenden allerdings nur drei: Herr A. v. Bukowsky-Ligat, Rechtsanwalt Woldemar Teikmann

und Herr Bernhard Damberg. Letzterer hatte den Krieg als Offizier mitgemacht, war vor kurzem heimgekehrt, und alle drei waren bereits Wochen und Monate irgendwelcher imaginärer Verbrechen wegen im Wendenschen Gefängnis interniert gewesen. Unsere Wachen benutzten das Gotteshaus, es waren dies neue Wachen, zum Tummelplatz ihrer Flegeleien, sie lärmten balgend treppauf, treppab, schrien, gröhlten, johlten, spielten Karten, schleppten allerlei hölzernes Kirchengerät herbei, das zerbrochen und im Ofen dicht neben dem Altar verheizt wurde. Den größten Spaß schien ihnen aber das elektrische Licht zu bereiten. Es wurde bald auf- und bald abgedreht, und sie ruhten nicht eher, als bis sie herausgekriegt hatten, von wo aus auch die großen Kronleuchter zum Leuchten gebracht werden konnten, holten eine Leiter, kletterten in den hinter dem Altar befindlichen, verschlossenen Raum und freuten sich wie die Kinder, oder wie die Narren, als es ihren gemeinsamen Bemühungen endlich gelungen war, alle Glühbirnen in Brand zu setzen. Von uns hieß es, wir würden zur endgültigen Aburteilung nach Pleskau gebracht werden. Wir hofften auf eine schnelle Freilassung daselbst und sahen der ganzen Sache noch immer ziemlich ruhig entgegen. Einige waren, von Müdigkeit überwältigt, auf den Kirchenbänken eingeschlafen, andere träumten vor sich hin, während wieder andere sich um den glühenden eisernen Ofen geschart hatten und ein leises Gespräch führten, das immer in die Frage ausklang: „Was soll die ganze Komödie, und wie wird sie enden?" Es waren im ganzen 74 Personen beisammen, unter ihnen acht Frauen.

Viele hatte man ahnungslos unter irgendeinem Vorwande ins Gemeindehaus bestellt und sie dort verhaftet, so daß sie sich hier ohne Geld, ohne Wäsche und ohne Brot befanden.

Gegen fünf Uhr morgens erschien der neue Oberkommandierende, ein junger Este mit dem Gesicht eines Orangutangs. Es war ein typisches Verbrechergesicht. Wir sollten weitergeschafft werden, und zwar, weil es angeblich keine Waggons gab, nicht per Bahn, sondern zu Fuß, nach Karolen. Der Tag dämmerte fahl herauf, und ein schneidender Wind blies von Osten her, als wir uns vor der Kirche, immer zu vier wie bisher, in der Mitte der Straße aufstellen mußten. Dann kommandierte Herr Karro — das soll sein Name gewesen sein — zum Antreten und müde und frierend und hungrig ging es in den Tag und in das Ungewisse hinein. Walk lag noch im Schlaf, wir begegneten kaum einer Menschenseele, als wir den tiefen Schnee stampfend, stumm unseres Weges zogen. Je mehr es Tag wurde, desto lebhafter wurde es vor und hinter uns: das russische Militär räumte in Hast und Eile Walk. In langen Reihen, oft Hunderte von Wagen, sahen wir es an uns vorüberwandern. Kanonen, Berittene, Autos, hochbepackte Lastwagen mit allen möglichen und unmöglichen Dingen, Offiziere, barmherzige Schwestern, alles drängte vorwärts. Oft mußten wir zur Seite treten, unsere Ordnung auflösen und sehr zum Aerger unserer militärischen Begleitung warten, bis der Troß an uns vorüber war. Da einzelne aus unserer Mitte sehr ermüdet waren und nur noch mit Mühe weiter konnten, wurden sie in Fuhrwerke gesetzt, die man sich auf die einfachste Art und Weise zu verschaffen wußte. Kam uns ein Bäuerlein entgegengefahren, so zwang man ihn mit vorgehaltenem Revolver einfach umzukehren und die Ermüdeten aufzunehmen. So war denn bald die nötige Anzahl der Schlitten beisammen.

Abends näherten wir uns Karolen. Da man inzwischen erfahren haben wollte, daß auch auf der Eisenbahnstation Karolen keine Wagen vorhanden wären, wurden wir ins

Pastorat geführt, um dort die Nacht zu verbringen. So hieß es wenigstens.

Das Pastorat Karolen hat die entzückendeste Lage auf einer Höhe, die von der vorgebauten Veranda steil zum Walde hin abfällt, und obwohl alles von tiefem Schnee bedeckt war, konnte man sich doch lebhaft vorstellen, wie wunderhübsch es hier sein müsse, wenn unten der Frühling spazieren ginge oder das Herbstlaub bei scheidender Sonne in Rot und Gelb erglühe.

Wir wurden in ein paar geräumigen Zimmern untergebracht, die vorher wohl von russischem Militär benutzt sein mochten, und uns eine gewisse Freiheit gestattet. Wir durften uns ohne Aufsicht in einem Nebenraum der Küche waschen, auch ins Freie gehen, und hier wäre es möglich gewesen zu entfliehen, wenn einen nicht die Furcht, von frei umhervagabundierenden Schützen oder roten Gardisten kurzerhand niedergeknallt zu werden, davon zurückgehalten hätte. Uebrigens war auch der Glaube, daß wir möglicherweise noch vor Pleskau von heranrückenden deutschen Truppen befreit würden, stark und verbreitet.

Einzelne der Herren waren sogar so optimistisch, daß sie unseren Wächtern — der Este war auf ein nahes Gesinde gegangen, um Verwandte zu besuchen — direkte Vorschläge machten, uns einfach laufen zu lassen und durch eine Kollekte im Handumdrehen siebenhundert Rubel zusammenbrachten, die „das Auge des Gesetzes" einschläfern sollten. Es war aber das, wie es sich später herausstellte, ein nutzlos verteiltes Geld.

Mit der im Hause befindlichen Pastorenfamilie war uns jeder Verkehr streng untersagt worden, trotzdem gelang es mir, durch eine Türspalte dem Pastor von uns und unserer Lage Mitteilung zu machen und um eine Teemaschine voll kochenden Wassers zu bitten. Bereitwilligst erhielten wir das Gewünschte,

und die freundliche Schwester des Herrn Pastors ließ uns sogar von schnell besorgtem Fleisch und Gemüse eine Abendsuppe kochen, die nach dem langen Fasten überaus gut mundete. Dieselbe freundliche Hand schickte mir nachher einen Teppich, der als Unterlage für die Nacht die besten Dienste leistete.

Kaum hatten wir uns aber zur Nachtruhe ausgestreckt, kaum wollten die müden Augen zufallen, als einer unserer roten Ritter erschien und uns sofort aufzustehn befahl. Es wäre keine Zeit zu verlieren, wir müßten nach Anzen, um dort rechtzeitig den Zug zu erreichen. Diese Mitteilung erregte allgemeinen Protest.

Wir konnten einfach nicht weiter und erklärten, unter keinen Umständen schon jetzt wieder in Nacht und Kälte hinausgehen zu können; man habe uns Erholung bis zum Morgen zugesichert, und darauf beständen wir unweigerlich. Knurrend und scheltend entfernte sich der junge Mann, und es kam erst Ruhe in unsere verstörte und aufgeregte Schar, als der Führer selber an der Tür erschien und die Versicherung abgab, es bliebe beim Alten und bei der versprochenen Nachtruhe.

Aber es blieb leider nicht dabei, und er hielt schlecht sein Versprechen.

Gleich nach Mitternacht wurden wir von neuem geweckt, und nun half kein Lamentieren mehr, nun mußten wir müde und schlaftrunken hinaus, nun mußte aufgebrochen werden. Wir wurden immer wieder durchgezählt, weil immer wieder ein anderes Resultat herauskam, und es dauerte lange, bis das Resultat endlich stimmte. Einem jungen lettischen Ehepaar wurde „krankheitshalber" das Zurückbleiben gestattet. D. h. „sie" war die Kranke, aber da an den Krankheiten der Gemahlin in erster Linie der Gemahl leidet, so ging er mit

durch. Die junge Frau hatte sich malerisch ein angefeuchtetes Taschentuch um die Stirn geschlungen, wußte mit Ach und Weh, mit Blicken voll Grazien und junger Amoretten und mit so geläufigem, wirbelndem Zungenschlag die Schwerkranke, fast Sterbende, zu spielen, daß eine Muse sie um dies Talent hätte beneiden können. Kein Wunder, daß unser Führer aus einem Saulus zum Paulus umgewandelt wurde, zumal die bekannte goldene Handsalbe hinter den Kulissen tätig gewesen war, die in richtiger Dosis angewandt, nie ihre segensreiche Wirkung verfehlt.

Wir anderen jedoch mußten hinaus, und der scharfe Wind, der über die schwarzen, träumenden Wälder wie ein Raubvogel geflogen kam, die Kälte, die schwer auf der verschneiten Erde lag, wehten uns den letzten Rest der Schlaftrunkenheit aus den Gliedern.

In der zum Pastorat führenden Einfahrt hielten einige Fuhrwerke, sogenannte „Kulben", in denen die Frauen und älteren Herren verteilt wurden, aber mehr als die Hälfte unserer Gesellschaft mußte den weiten und ermüdenden Weg bis Anzen, der sicher 18—20 Kilometer betrug, zu Fuß machen. Diese ganze nächtliche Fahrt entbehrte nicht eines gewissen romantischen Reizes und erinnerte an Räuber- und Rittergeschichten vergangener Zeiten: die tief verschneiten Wälder mit ihren im Mondlicht blinkenden Schneelasten, die ab und zu aufblitzenden Gewehrläufe unserer Bewaffneten, die Nachtstille ringsum, die nur dann und wann durch das Stampfen, Schnauben und Rollen einer zu Pferde an uns vorüberziehenden Militärkarawane unterbrochen wurde und darüber die hellen Sterne, die erstaunt und neugierig auf dies alles herunterschauten — alles fügte sich gut zu einem seltsamen Bilde.

Da die meisten von uns nur recht ungenügend mit warmer Kleidung versorgt waren, litten viele arg von der Kälte und waren froh, als wir am Morgen in Anzen eintrafen und dort, wenn ich mich nicht irre, im Saal der Feuerwehr untergebracht wurden. Es war ein großer, leerer, ungeheizter Raum, dessen Hintergrund eine Bühne einnahm, und der nur sehr langsam etwas wärmer wurde. Wir erhielten kochendes Wasser zum Tee, und in Begleitung eines roten Gardisten durften einzelne ins Städtchen gehen und Brot, Butter, Speck und dergleichen einkaufen. Die Tür wurde von einem alten Letten, einem Knecht aus dem Wendenschen, seines Zeichens auch roter Gardist, behütet und bewacht, der sich, um vermutlich keinen Zweifel an seiner Echtheit aufkommen zu lassen, ein knallrotes Tuch um die Ohren gebunden hatte, dessen Zipfel kerzengerade in die Höhe ragten und ihm ein erstaunliches Ansehen gaben. Er exzellierte geradezu in Grobheit und Unverschämtheit, beschimpfte jeden, der sich ihm näherte und da er in permanent erregten Gemütszuständen war, teilte sich das auch den roten Zipfeln mit. Sie befanden sich fortwährend in zitternder, vibrierender Bewegung, und es ließ sich an diesen Zipfeln der Grad der Erregtheit des temperamentvollen alten Freiheitshelden ablesen. Später hat er es sogar fertig gebracht, einen der Herren, der nicht augenblicklich seinen albernen Befehlen nachgekommen war, nicht unerheblich mit dem Bajonett am Kopf zu verwunden.

Hier in Anzen benutzten zwei junge Letten einen günstigen Moment, um ein hinter der Bühne befindliches Fenster einzuschlagen und sich „auf Französisch" zu empfehlen. Unsere besten Wünsche begleiteten sie, während Führer und Torwart bei Konstatierung dieser ausgesuchten Frechheit vor Wut schäumten, uns mit allen Höllenstrafen bedrohten und die roten Zipfel wie zwei Feuerflammen aufloderten. Die jungen

Gardisten sahen von jeder Verfolgung als zwecklos ab und schienen sich mit inniger Befriedigung in dem zurückgelassenen Hab und Gut der Entflohenen zu teilen. Weise Leute feiern die Feste, wie sie fallen. Nach einigen Stunden der Rast wurden wir aufs neue gezählt, aufs neue zu vieren in eine Reihe gestellt und zum Bahnhof getrieben. Hier mußten erst vier Wagen, die mit „Krons-Heu" angefüllt waren, requiriert und entleert werden. Es wurde einfach hinausgeworfen, und im Handumdrehen waren auch die nötigen Leute da, die es als willkommene Beute betrachteten und eilig abführten. Wir dienten indessen einem Haufen russischer Soldaten zur Zielscheibe ihrer mehr oder weniger guten Witze. Einige von ihnen hatten Handgranaten und vergnügten sich, aber weniger uns, damit, Miene zu machen, sie unter uns werfen zu wollen. Aber es blieb denn doch nur bei der Miene.

Als die Wagen bis auf eine Schicht von etwa zwei Lagen Heu geleert waren, stiegen wir ein und zwar so wie der Zufall uns reihenweise aufgestellt hatte. So wurde ich denn von den Smiltensern getrennt, und in unserem Waggon, dem ersten, fand ich mich mit folgenden Herren zusammen: Herrn A. v. Bukowsky-Ligat, Herrn J. Häcker-Mehrhof, Rechtsanwalt W. Teikmann-Wenden, Pastor A. Jände-Ronneburg, Apotheker E. Tusch-Ronneburg, Herrn Bernhardt Damberg-Smilten, Pächter Ballod-Mahrzenhof, Herrn J. Kunze, Schweizerischer Untertan, zwei ehemaligen Urjadniki und mehreren mir Fremden, von denen der eine ein Förster estnischer Nationalität gewesen sein soll. Außerdem hatte jeder Wagen fünf Wachthabende.

Wir machten es uns in dem Heu so bequem, als es eben ging, versorgten uns unterwegs möglichst häufig mit Teewasser, aßen unsere Butterbröte und versuchten uns durch Schwatzen und Erzählen aus dem Trübsinn herauszuplaudern.

Nur bei meinem Kollegen Tusch wollte es garnicht gelingen. Er fühlte sich körperlich nicht wohl, schon in Karolen hatte er einen leichten Ohnmachtsanfall gehabt, immer und immer wieder waren seine Gedanken bei Frau und Kindern, und, wie eine Ahnung von kommendem schweren Unglück lastete es auf ihm. So litt er noch mehr und noch schwerer als wir übrigen.

Der Höchstkommandierende erschien nur wenig und selten bei uns, und so hatten denn Pastor Jände und Rechtsanwalt Teikmann bald ein animiertes Gespräch mit unseren jugendlichen, offenbar ganz intelligenten Gardisten angeknüpft, und sie versuchten ihnen das Törichte, Zwecklose und Absurde des Treibens der Bolschewiki darzulegen; wie man der Aufrichtung einer Monarchie letzten Endes nicht entgehen würde, wie empörend das Verschleppen harmloser Menschen sei und was dergleichen Sachen noch mehr sind. Ja, schließlich machten sie ihnen den direkten Vorschlag: „Laßt uns laufen und lauft selber auch mit." Sie schienen im Prinzip nicht so ganz abgeneigt, diese Vorschläge zu erwägen, hatten jedoch das eine immer wiederkehrende Bedenken: „Wir können aber doch nicht zurück, weil der Deutsche uns an die Flicker kriegen wird." Selbst die Versicherung, alle Herren unseres Wagens würden sie schützen, verschlug nicht. Nur der eine von ihnen, ein ganz junges Bürschchen mit einem sanften, wohlgeformten Gesicht, wurde sehr nachdenklich, sehr schweigsam, gestand, daß er nur ungern und notgedrungen das Ganze mitmache, und als sich ihm in der Dämmerung des Abends eine gute Gelegenheit bot, der Gesellschaft Valet zu sagen, ergriff er sie am Schopf, „und ward nicht mehr gesehn." Mit ihm verschwanden die beiden Urjadniki. Wir anderen rollten unterdessen einem ungewissen Bestimmungsort entgegen, denn nun hieß es schon, nicht mehr Pleskau sei das Ziel unserer Fahrt, sondern es ginge über den Ural oder nach Orenburg, Omsk usw. „Ein

böses Beispiel verdirbt gute Sitten" .... Bei Neuhausen gelang es Herrn von Bukowsky, als sich der Wagen nach einem kurzen Aufenthalt eben in Bewegung setzte, mit einem kühnen Sprung uns zu verlassen und in die Nacht hinein zu entfliehen.

Unsere Geharnischten regten sich darob nicht weiter auf, feuerten wohl pflichtschuldigst ein paar Schüsse gen Himmel, lächelten sich an, als wollten sie sagen: wir haben es kommen gesehen, und legten sich dann wieder zur Ruhe. Um so besorgter waren wir um das Schicksal Herrn von Bukowskys, und es ist erfreulich, hier gleich sagen zu können, daß er wohlbehalten die Seinen erreicht hat. Auf der nächsten Station erschien wutschnaubend Herr Karro, fletschte sein blankes Gebiß und bedrohte Wächter und Passagiere von neuem mit allen zeitlichen und ewigen Strafen.

Am nächsten Morgen übernahm Herr Teikmann die Verteilung des Bukowskyschen Nachlasses an die Notleidenden unseres Waggons, „ohne Erbschaftssteuer und ohne Erbfolgekrieg" wie er sagte. Herr Häcker, der in ganz dünnen Strümpfen war, erhielt ein Paar dickere, unter die Verschnupften wurden die Taschentücher verteilt und auch die blaue Email-Teekanne fand eine Statt. Nur die schöne englische Reisedecke sollte der Allgemeinheit zugute kommen.

So ging denn auch der zweite Tag hin. Im Heu war es warm, die Teekannen wurden immer wieder neu gefüllt, und als wir auf einer der Stationen gar einen Haufen von Zuckerstücken, wie im Schlaraffenlande unter freiem Himmel und der Welt zugänglich, liegen sahen, füllte sich alles, was dran kommen konnte, Mützen oder Taschen, und man fing an, den kommenden Dingen wieder zuversichtlicher entgegenzusehen.

Namentlich war es Herr Teikmann, der diese Zuversicht zu stärken wußte und immer wieder aufs neue betonte, wie er in seinem Leben schon des öfteren die Wahrheit jenes alten

Sprüchleins hätte erproben können: „Wenn die Not am höchsten, ist Gottes Hilfe am nächsten." Auf den Einwand, wie so oft in solchen Fällen der Tod gerade am nächsten sei, hatte er die Antwort: „Ja, wer sagt denn, der Tod sei ein Uebel?"

Als der Abend durch die halboffene Tür unseres Salonwagens zu uns stieg, spürten wir alle, daß wir doch sehr ermüdet waren, ein Licht wurde kunstvoll an einem Draht befestigt, in die Mitte des Waggons gehängt, wir betteten uns ins Heu und waren auch bald eingeschlafen. Herr Häcker, der seinen Platz neben mir hatte, ruhte nicht eher — er war immer mehr um fremdes Wohl als um sein eigenes bedacht —, als bis er mir den größeren Teil der für das Allgemeinwohl bestimmten Decke aufgedrungen hatte. Gegen 4 Uhr morgens, es war die Nacht von Sonnabend, den 23. auf Sonntag, den 24. Februar, erwachte ich plötzlich. Unser Zug hielt, und dicht vor der offenen Schiebetür unseres Wagens dröhnten zwei Schüsse. Da aber so mancher Schuß unterwegs gefallen war, erschreckte mich das im ersten Augenblick nicht besonders. Aber dann krachten abermals zwei Schüsse ins Innere des Wagens hinein, und ich hörte wie jemand auf der gegenüberliegenden Seite lettisch sagte: „Ich bin am Arm verwundet worden." Da mußte was los sein, da mußte was passiert sein .... Nun ruft Pastor Jände zu Teikmann mit etwas erregter Stimme hinüber: „Sprich Du doch mit ihm. Vielleicht nimmt er Vernunft an" und ich höre Teikmann ruhig und etwas phlegmatisch antworten: „Ach was, ich schlafe und denke garnicht daran aufzustehen." In diesem Moment stürzt der Este herein und schreit mit wuterstickter Stimme: „Erhebt Euch! Steht auf! Der Deutsche hat Petrograd genommen, der Deutsche hat Pleskau genommen, und wenn Ihr glaubt, ihm lebendig in die Hände zu fallen, so irrt Ihr. Alle lasse ich Euch niedermachen, alle."

Ich wage den Kopf nicht zu erheben. Aber da muß etwas vorhergegangen sein, ehe ich erwacht bin und wovon ich keine Kenntnis habe. Ich höre, wie Teikmann sich aufrichtet und in vollkommener Ruhe sagt: „Ja, mein Gott, was soll denn das? Wir haben angenommen, daß Ihr zu unserem Schutze da wäret, und nun hat es auf einmal den Anschein, als wären wir in die Hände einer Räuberbande gefallen. Was wollt Ihr von uns?"

Ein höhnisches Lachen war die Antwort.

„Euch trifft die Strafe für 1905! Die vollziehe ich, und nun kein Federlesen mehr. Aufgestanden und marsch hinaus!"

„Ich wüßte nicht, was ich mit 1905 zu tun hätte" höre ich Teikmann erwidern. „Ich habe damals durch mein Eintreten zwanzig Personen das Leben gerettet."

Dasselbe Lachen von vorhin, und mir scheint es, als würde Teikmann gepackt und zur Tür hinausgestoßen und als klänge von draußen der schmerzliche Ruf: „Brüder, was tut Ihr?" zu uns herein.

Dann wird es still. . . . Plötzlich aus der Ferne ein Knattern wie von Gewehrsalven, wie Läuten von Glocken und ein unaufhörliches schrilles, gellendes Tuten der Eisenbahnen, die sich hier — wir sind auf der Haltestelle Polkowoi dwor bei Pleskau, — festgefahren haben. Aus der Ecke unseres Wagens lautes, verzweifeltes Beten Herrn Tuschs um Hilfe und Rettung, dann etwas wie ein stummes Ringen und nun von draußen her seine Stimme voll Todesangst und Schrecken: „Schießt nicht! Um Gotteswillen schießt nicht, schießt nicht."

Noch jetzt glaube ich manchmal diesen Ruf zu hören, und jedesmal packt mich ein Grauen und läßt mich nicht los, aber damals wurde es mir erst in diesem Moment klar, daß

es uns ans Leben ging. „Wollen wir das Heu über uns legen," flüsterte ich Herrn Häcker zu, und wir beginnen fieberhaft uns in das Heu einzugraben.

Nun liegen wir unter ihm und man hört nichts als das Klopfen des eigenen Herzens. Mir fällt ganz unwillkürlich eines der Gedichte in Prosa von Turgenjew ein: „Was werde ich denken, wenn ich sterben werde?" und merkwürdig, ich denke garnichts. Mir ist es nur immer, als müßte ich aufmerksam auf das Klopfen des eigenen Herzens hören, aber ganz ohne Furcht, ohne Grauen, ohne Todesangst. Jetzt scheint es, als ob Pastor Jände hinausgezerrt wird, still und schweigend. Ein Schuß dröhnt, noch einer . . . Wieder verläßt jemand den Wagen, stumm und wortlos, und nun wendet sich Häcker zu mir und sagt laut: „Ach, ich gehe selber. Vielleicht nützt mein Tod der Heimat." Er spricht das vollkommen ruhig, als handele es sich um einen Spaziergang, wirft die Heuschicht von sich, erhebt sich und verläßt aufrecht den Wagen, um sich seinen Mördern auszuliefern. Anbetungswürdig! So stirbt ein Held!

Nun schien nur ich noch übrig geblieben zu sein, und plötzlich war es mir, als sähe ich in großer Deutlichkeit eine weite, unabsehbare Schneefläche und auf ihr ständen in langer Reihe alle Insassen unserer vier Wagen nebeneinander gestellt, um zu sterben . . . Fünf, sechs, vielleicht auch acht Minuten mochten vergangen sein, da hörte ich es wieder in den Wagen springen, jemand sucht fluchend rechts und links im Heu umher, ich höre ihn näher und näher tappen, er wühlt im Heu dicht vor meinen Füßen und dann hat er seine Hände an meinen Gummischuhen. Nun bleibt nichts übrig als aufzustehen. . . Ich werde bis an die Tür gedrängt, kriege einen Stoß in den Rücken und falle in den Schnee. Dicht vor dem Waggon kam ich auf die Knie zu

liegen. Als ich mich aufrichtete, sah ich über Pleskau einen hellen Feuerschein, der den Himmel mit rötlicher Glut überhauchte, vor mir hoben sich aus dem weißen Schneefelde schwarz und undeutlich die am Boden liegenden Körper meiner armen Gefährten und über dem Ganzen das Zwielicht des heraufdämmernden Morgens.

„Es war nicht Nacht, es war nicht Tag,
Es war ein eigen Grauen".

Und nun geschah das Wunderbare, mir im ersten Augenblick vollkommen Unerklärliche — man ließ mich am Leben!

Ein paar Schritte rechts von mir stand unser Führer, der Este, auf den eilig ein Mann zugekommen war, allem Anschein nach mit einer Nachricht, links ein Häuflein der Roten Garde aus dem zweiten Wagen. Ich wandte mich an sie und bemühte mich möglichst ruhig zu scheinen, während mir das Herz bis in die Kehle hineinschlug. „Warum tut Ihr das?" fragte ich. „Wir haben Euch ja nie Böses getan. Ihr mordet Wehrlose und Unschuldige."

„Beruhigen Sie sich und fürchten Sie nichts" wurde mir aus der Gruppe heraus geantwortet. „Es wird Ihnen nichts geschehen. Steigen Sie nur schnell in unseren Waggon."

Der Wagen war hoch und ohne Trittbrett, das Einsteigen im Pelz unbequem und schwierig, aber aus dem Inneren des Wagens streckten sich mir hilfreiche Hände entgegen, die roten Wachen halfen nach, und — ich war gerettet. Drinnen fand ich eine verstörte, erschrockene Gesellschaft, denn durch die halboffene Tür hatte ihnen nicht ganz verborgen bleiben können, welch ein schauerliches Drama sich in ihrer nächsten Nähe abgespielt hatte. Von den Wachen war nur ein Junge von höchstens siebzehn Jahren drinnen, und als ich erschüttert sagte, man hätte eben Pastor Jände und Rechtsanwalt Teikmann getötet, entgegnete er in vollkommener

Seelenruhe: „Da ist nichts zu bedauern. Sie haben's verdient." Bald fanden sich sämtliche Mannschaften der beiden ersten Waggons, auch der Este, hier zusammen, setzten sich so vergnügt und voller Behagen um ihre Brotsäcke und Konservenbüchsen, und tafelten mit so gutem Appetit und so viel Humor, daß einem fast das Herz im Leibe davor erstarrte. Der eine schien ein Konfirmand Herrn Pastor Jändes gewesen zu sein, denn etliche Mal ergingen sich die Herrschaften in daraufhin bezüglichen Scherzen und Witzworten. In unserem Wagen war mein Reisetäschchen mit Wäsche, Brot und Butter zurückgeblieben, und plötzlich fiel mir der Gedanke schwer auf die Seele: „Mein Gott, was beginnst Du, wenn Du ohne Wäsche bleibst?"

Ich wandte mich an einen der jungen Leute, die bei uns das Wächteramt gehabt hatten, und bat ihn, mir meinen kleinen Reisesack, der so und so ausgesehen habe, zu bringen. Er schien mir auch wirklich diesen Liebesdienst erweisen zu wollen, kam aber bald mit der Nachricht zurück, der Wagen sei leer, „russische Soldaten" hätten ihn ausgeraubt. Dabei blieb es. Der Zug setzte sich nach einem längeren Stillstehen wieder in Bewegung, und unter dem Eindruck des Grauenhaften, das wir eben erlebt und durchlebt hatten, schwieg ein jeder und hing seinen trüben Gedanken nach. War das nur das Vorspiel gewesen? Konnte nicht jeden Augenblick eine Wiederholung dieses Blutbades in Szene gesetzt werden? Waren wirklich alle umgekommen, oder war es jemandem vor meinem Erwachen gelungen zu entkommen? Was war aus dem jungen Militär, Herrn Damberg, geworden? Erst viel später fand ich eine teilweise Erklärung für meine wunderbare Rettung: der Mann, der in jenem Augenblick, da man auch mich dem Tode entgegengestoßen hatte, so eilig auf den Führer zugekommen war, hatte ihm die Nachricht gebracht, sowohl Petrograd als

auch Pleskau seien noch in russischen Händen — es schien also der geheime Befehl vorzuliegen, uns unter keinen Umständen lebend den Deutschen zu lassen —, und die Bereitwilligkeit der Roten Garde, das Morden einzustellen, konnte wohl darauf zurückgeführt werden, daß man im zweiten Waggon 500 Rubel gesammelt und unter sie verteilt hatte. Die Wachen aus dem dritten und vierten Wagen schienen nicht mit von der Partie gewesen zu sein. Man hatte daraufhin im zweiten Wagen das Versprechen erhalten, die Wächter würden gegebenen Falls die Tür schließen und über ihm hinweg in die Luft schießen. Ebenso erfuhr ich erst viel später, daß auch Herr Damberg auf nicht minder wunderbare Weise mit dem Leben davon gekommen war. Jene beiden ersten Schüsse hatten ihm gegolten, er hatte sich unverwundet in den Schnee fallen lassen und den Toten so gut gespielt, daß es ihm gelungen war, die Bande zu täuschen. Freilich war ihm ein günstiger Zufall zu Hilfe gekommen: der Zug war gleich nachher einige hundert Schritt weitergefahren, und er war allein mit dem sterbenden Kunze zurückgeblieben. Allmählich mußte ich konstatieren, daß es mit der Plünderung unseres Wagens durch die „russischen Soldaten" nicht stimmte, denn nach und nach sah ich die angeblich „geraubten" Sachen bei unseren Leuten auftauchen und nicht nur die, die im Waggon frei umhergelegen hatten, sondern auch die, die von den so schändlich Hingemordeten am eigenen Leibe getragen waren. Man hatte also auch die noch kaum erkalteten Leichen beraubt! Da trug einer der hoffnungsvollen Jünglinge, dem ich das eigentlich nicht zugetraut hatte, den Pelz Herrn Teikmanns, ein anderer Herrn Häckers Reisetäschchen, Herrn von Bukowskys warme Reisedecke und so fort. Ja, endlich tauchte sogar etwas verschämt meine eigene Tasche auf, aber sie war leer und trug einen Querschnitt. Man hatte augenscheinlich

das etwas komplizierte Schloß nicht zu öffnen verstanden und sich so über die Schwierigkeit hinweggeholfen. Zu dem Wäschemangel wäre nun auch noch der Mangel an Nahrung gekommen, wenn die Rujenschen Herren sich nicht liebenswürdigst meiner angenommen hätten. Am Nachmittag des nächsten Tages, von einer Ablieferung in Pleskau war überhaupt keine Rede mehr, langten wir in Staraja Russj an, und die Wachen erzählten, wir würden fürs erste im dortigen Gefängnis untergebracht werden, sie selber gingen nach Petrograd und unser Führer zum Besuch seiner Eltern nach Omsk oder Perm. Als wir in Staraja Russj ausstiegen, flog es heimlich durch unsere Reihen, man hätte tuscheln gehört, die Sache würde hier auf eine einfache Weise erledigt werden, man würde uns hinter den Bahnhof führen und dort erschießen.

Was die Ausführung dieses vielleicht tatsächlichen Planes verhindert hat, haben wir nicht in Erfahrung bringen können, jedenfalls hatte man davon Abstand genommen. Wir wurden wieder in der gewohnten Reihenzahl aufgestellt, von unseren Bewaffneten flankiert und einen weiten Weg, wir hatten die ganze Stadt zu durchqueren, in das abseits gelegene Gefängnis getrieben.

Hier enthielten sich die Leute auf den Straßen aller kritischen Bemerkungen, man sah uns eher mitleidig und voller Teilnahme nach, ja es schien, als wäre es schnell bekannt geworden, daß der größte Teil von uns aus Letten bestände, und da wurde denn manch freundliches Wort von den hier lebenden lettischen Heimatgenossen an uns gerichtet.

Es dämmerte bereits stark, als wir, fortwährend durch unsere Wächter mit einem „Schneller! Schneller!" angetrieben, das Gefängnis, ein riesiges, von hohen Mauern umgebenes Gebäude, erreicht hatten. Unheimlich schrillte die Glocke, die

uns anmeldete, Schlüssel klirrten, und fauchend und schreiend wie ein bissiger Wildkater öffnete sich die schwere Tür vor uns, und die Verbrecher, Hochverräter, Spione und Konterrevolutionäre — wer am Kreuze hängt, dem besorgt ein Pilatus jederzeit die Ueberschrift! — waren dem Arme der Gerechtigkeit überliefert. Was sich unseren Blicken zuerst darbot, war ein Bild der Verwüstung und Zerstörung: demolierte Mauern, ausgebrochene Türen und zertrümmerte Fenster, durch die der Abendwind strich.

Wir erfuhren nachher, daß das alles aus der Zeit der jungen Freiheit stamme, da man die Gefängnisse als Ueberbleibsel einer finsteren und Gott sei gedankt! überwundenen Zeit, abschaffte, aber daß ein Flügel bereits wieder mit einem Kostenaufwand von 30000 Rubel instand gesetzt sei. Dorthin geleitete man uns. Zuerst in einen weiten, unheimlichen Vorraum, an den sich ein langer Korridor anschloß. Aus der Stadt schien eine besondere Wache für die Angekommenen beordert zu sein, an einem Tischchen saß bei einem qualmenden Petroleumlämpchen ein kurzangebundener, mürrischer Beamter, dem unser Führer mehrere Papiere, Verzeichnisse seiner Schutzbefohlenen, übergeben hatte und aus denen und nach denen nun jeder einzelne aufgerufen wurde. Auch die Ermordeten. Da auf ihren Namensruf niemand antwortete, notierte der gewissenhafte Beamte einfach deren Nichtvorhandensein. Wo sie geblieben, schien ihn weder zu interessieren, noch zu beunruhigen.

Nun wurden wir zu je vier, fünf und sechs in Einzelzellen verteilt, die Frauen kamen in die weibliche Abteilung.

Mich führte das Schicksal mit sechs Smiltensern in die letzte Zelle, Nr. 20, ganz am Ende des Korridors, zusammen. Der Raum war zwölf Fuß lang und sieben Fuß breit, rein, und nur durch das Mondlicht erhellt, das durch das ver-

gitterte Doppelfenster hereinfiel und den Schatten der Eisenstäbe auf die Diele malte. Bis auf ein plumpes eisernes Bett, dem man die Spuren einer Feuersbrunst deutlich anmerkte, das an die Wand geschmiedet und auf- und niedergeklappt werden konnte, war die Zelle völlig leer. Dann schob man noch einen Feuerwehreimer, der den Nachtstuhl darstellen sollte, herein, schloß die Tür auf das Sorgfältigste und ließ uns allein. Ab und zu wurde das Schiebefenster von außen geöffnet, fremde Augen starrten neugierig herein oder es erschien jemand am Guckloch, um sich zu überzeugen, ob die richtige Anzahl der armen Sünder noch vorhanden wäre, und darauf hörte man nur den schweren Schritt der Nachtwache auf dem zementierten Gang und ab und zu die gellende Flurglocke.

Ob wir hungrig oder satt, ob wir was zu essen hatten oder nicht, schien keinen Menschen zu kümmern. Ueberall grinste einen das Gespenst der Härte, Lieblosigkeit und unnützer Grausamkeit entgegen. Die Zelle war kalt, die eine Mauer feucht und draußen der streng regierende Winter mit seiner Mondnacht.

Es galt nun, sich für die Nacht einzurichten. Ein Kissen oder eine Decke hatte niemand von uns, und so legte man sich denn im Pelz auf die harte Diele, schob Galoschen, Filzstiefel oder Reisebündelchen unter den Kopf und versuchte zu schlafen. Aber es wollte damit nicht recht gehen. Immer und immer wieder drängten sich in quälenden Bildern die Ereignisse jener blutigen Nacht vor die Seele, das Grausige „Schießt nicht, schießt nicht" klang wie aus weiter Ferne herüber, und wenn man die Augen schloß, sah man den schimmernden Schnee und die Schläfer, die nie mehr erwachten. Und erst die sorgenvolle Unruhe in Betreff unserer Daheimgebliebenen! Sie wußten ja nicht einmal, wohin man uns gebracht hatte, und was aus uns geworden sei! Sicher würden

die Ereignisse vor Pleskau auch als Gerüchte bis zu ihnen dringen. Man würde das Entsetzliche noch entsetzlicher, das Grausige noch grausiger hinmalen, und wer würde den Mut haben, den Kindern, Eltern und Frauen der so schmachvoll Gemordeten die Kunde des Geschehenen zu bringen?

Dazwischen schoben sich dann wieder ganz prosaische Erwägungen in diesen Gedankengang: keine Wäsche, keine Taschentücher, keine Zahnbürste — mein Gott! wie sollte das werden, wenn man uns tage- und wochenlang durchs Land schleppte?

So lag man in wirren, krausen Gedanken zwischen Schlafen und Wachsein, bis der Morgen durch das Gitterfenster hereinsah.

Um sechs fing es an im Gefängnis lebendig zu werden. Nachdem wir von einem Aufseher — das geschah jeden Tag — morgens und abends, auf die richtige Stückzahl geprüft worden waren, schob man uns noch einen Eimer mit wenig Wasser für die Morgentoilette in die Zelle, und nachher erhielten wir noch einen halben Eimer voll heißen Wassers für den Tee. Da wir keine Teekanne hatten, wurde ein Blecheimer, den unser junger Soldat — er war ein Buschwächterssohn aus dem Smiltenschen und hatte die Junkerschule in Irkutsk besucht — irgendwo auf einem Bahnhof requiriert hatte, zur Teebereitung benutzt, die darin bestand, daß man eine Prise Tee in den Eimer schüttete und den Soldatenmantel darüber breitete. Oft benutzte der junge Mann aber auch das so hergerichtete Spännchen zum Sessel und sog, während unter ihm der Tee zog, über ihm an seiner Zigarette, und der aufsteigende Rauch konnte uns fast den fehlenden Samowar vortäuschen. Fast zugleich mit dem Teewasser wurde das tägliche Quantum an Schwarzbrot, ein halbes Pfund für jeden, herausgegeben. Es war sehr schlecht, kaum

genießbar und ein Gemenge aus allen Möglichen. Dann wurde die Zelle von uns gereinigt, die Spänne mußten in dem gegenüber liegenden Klosett, unter dessen Nähe wir auf das empfindlichste litten, ausgegossen werden, das über Nacht hochgeschlagene Bett wurde heruntergeklappt und als Sitzgelegenheit — es langte aber immer nur für zwei oder drei — hergerichtet. Zwischen neun und zehn wurde man aufs Klosett kommandiert, und wer seine Verdauung nicht nach der Uhr gestellt hatte und etwa erst im Lauf des Tages an seine Menschlichkeit erinnert wurde, hatte den Spann zu benutzen, woraus sich, als einer unserer Genossen unter einem kranken Magen zu leiden hatte, ein Mitleiden auch der Gesunden entwickelte. Ueberhaupt dies Klosett!! Ich will über diese unappetitlichen Dinge nicht viel reden, aber für den ganzen Raum hätte sich als Inschrift jenes bekannte Dantesche Wort geeignet: „Laßt alle Hoffnung hinter Euch, die Ihr hier eintretet". Und eins ward uns alle Tage klarer: Klosettreif ist das russische Volk noch lange nicht. Dieses Kapitel spottet nicht nur in Gefängnissen, sondern auch in gut situierten Bürgerhäusern oft jeder, aber auch jeder Beschreibung.

Um die Mittagszeit wurde uns durch das Schiebefenster in zwei Schüsseln aus Lindenholz die Mittagssuppe hereingereicht. Sie schien aus einem Aufguß von kochendem Wasser auf gehackten roten Rüben und zerkleinertem Kohl zu bestehen, in dem dann und wann verschämte, zentimeterlange Stückchen bläulichen Fleisches, wahrscheinlich Ueberbleibsel eines älteren Rosses, umherschwammen. Manchmal waren es auch Fischköpfe, die uns melancholisch und traurig aus diesem Milieu grüßten. Einmal habe ich diese Suppe versucht, aber sie bekam mir nicht, und da scheute das gebrannte Kind sich vor dem Feuer.

Als zweites Gericht erschien eine Miniaturportion dicker Grütze, die dem, der sich nicht an den Oelüberguß stieß, ganz wohlschmeckend erscheinen mochte. Um uns aber nicht zu Gourmands und Schleckern heranzuziehen, wurde sie nur in sorgfältiger Dosierung verabreicht. Nachmittags kam abermals heißes Wasser zum Tee und zum Abend die Suppe vom Mittage, aber nur stark durch eine genügende Wasserzufuhr verdünnt.

Bei einbrechender Dunkelheit erhielten wir jetzt eine kleine Petroleumlampe einfachsten Kalibers, die, der Vorschrift gemäß, während der ganzen Nacht brennen mußte.

So verging der erste Tag im Gefängnis, so vergingen noch vierzehn Tage. Die Stunden kamen mit leeren Händen und keine reichte der anderen etwas. . . . Am nächsten Tage ging ein Hoffnungssternlein an unserem umwölkten Horizont auf, und das kam so: man hatte herausgefunden, es lebe in Staraja Russ eine früher in Smilten ansässige Beamtenfamilie lettischer Nationalität, und es war möglich gewesen, sie von unserer Notlage in Kenntnis zu setzen und um ihren Beistand zu bitten. Die Bitte hatte auch Erfolg gehabt, das freundliche Ehepaar hatte sich gleich mit dem daselbst regierenden Revolutionstribunal in Verbindung gesetzt, hatte es auch nach Ueberwindung mannigfacher Schwierigkeiten fertig gebracht, Zutritt zu uns zu erlangen und wußte uns mitzuteilen, das dortige Komitee fände in den uns mitgegebenen „Akten" nichts sonderlich Belastendes oder Verbrecherisches, ja hinter dem Namen des einen Herren stände sogar die Bemerkung „versehentlich arretiert" und so wäre es denn nicht abgeneigt, uns freizugeben.

Unser welk gewordenes Hoffnungsbäumchen hob die schlaffen Blätter, fing an ins Kraut zu schießen und neue Blüten zu treiben. Aber nur, um bald wieder dürr und grau

zu werden. Schon am nächsten Tage kam die niederschmetternde Nachricht, es würde doch nichts daraus, zwei Abgesandte des Iskolat aus Moskau seien eingetroffen, verbäten sich jede anderweitige Einmischung und verlangten kategorisch unsere schleunige Absendung nach Moskau. Dort sei bereits die Regierung des livländischen Gouvernements — wie vornehm das klang! — eingetroffen und behalte sich die Aburteilung dieser Verbrecher selber vor, die sich die schwere Verfehlung „nicht mitgemacht" zu haben, hatten zu Schulden kommen lassen. Es war nun unser Glück, daß man diesen Anordnungen nicht gleich nachkommen konnte, weil es an den nötigen Eisenbahnwagen mangelte.

Unsere Schließer wechselten alle 24 Stunden, und je nach deren Temperament, Stimmung und Anlage wechselte auch unsere Behandlung. Es gab welche, die bissig wie bösartige Köter waren — besonders ein alter Herr, dessen Stimme schon klang wie die eines vom Rachenkatarrh geplagten Papageis — und wieder andere, die gelegentlich ein Auge zudrückten, wenn wir ein paar Minuten länger auf dem Gang verweilten oder mit den Kameraden der Nebenzellen flüchtig Rede und Gegenrede wechselten.

Allerlei kleine Hausdienste wurden von russischen Soldaten geleistet, die geringerer Vergehen wegen hier kürzere Freiheitsstrafen abbüßten und auch auf unserem Korridor beschäftigt waren.

Da war unter anderen Burschen einer mit überaus freundlichen Augen, der es sich angelegen sein ließ, uns, wo er konnte, einen kleinen Dienst zu leisten und den wir „unseren Sonnenschein" titulierten. Eines Tages schob er gegen alle Regeln des Gefängniszeremoniells und zu ganz ungewohnter Stunde den Schieber an der Tür zurück und flüsterte uns freudestrahlend zu: „Seien Sie nun nicht mehr traurig, meine

Herren, aus Petrograd rücken 500 Offiziere an, die uns befreien wollen."

Aber er hat sie nicht erwartet, denn ehe die 500 Offiziere da waren, konnte er das Gefängnis verlassen. Das Komitee hatte ihm auf dem Gnadenwege den Rest seiner Strafe erlassen.

Butter und Brot, Käse, Wurst und Speck konnten wir uns durch einen Angestellten, der dabei stark im Trüben fischte, zu gepfefferten Preisen holen lassen. Meist lebten wir von Tee und Brot, denn die Gefängniskost vertrugen nur Mägen von der dauerhaften Konsistenz gut gegerbten Handschuhleders. War einer krank, so erschien auf wiederholte Anfragen auch ein Feldscher in elegantem Pelzpaletot mit dem Gesichtsausdruck eines unnahbaren Universitätsprofessors, der, ohne sich nach dem Wie und Wo des Leidenden zu erkundigen, ein Fläschchen aus der Tasche zog, einige Tropfen in den großen hingehaltenen Holzlöffel träufelte und dann mit abgewandtem Gesicht die Szene verließ. Zum zweitenmal pflegte er nie zu erscheinen.

Die in Staraja Rußj lebenden Letten nahmen sich auf das freundschaftlichste der Heimatgenossen an. Uns wurden Wäschestücke, Strümpfe, Tee und Zucker geschickt und von ganz unbekannten Leuten Geldsummen angeboten, da aber niemandem etwas von Werten abgenommen war, wurde das letzte Anerbieten nur von einzelnen benutzt.

Unterdes schlich uns die Zeit mit bleierner Schwere hin, und jeden Morgen drängte sich einem die bange Frage auf die Lippen: „Wann werden wir nach Moskau gebracht und welches Schicksal erwartet uns? Sind wir erst über den Ural geschleppt, so kräht kein Hahn mehr nach uns, und wir sind dort einem langsamen Verkommen preisgegeben." Jedesmal, wenn die Torglocke aufschrillte, schraken wir zusammen, weil man uns fast stets abends zu melden wußte: „Morgen werdet Ihr fortgebracht."

Die Zeitungen wurden mit fieberhafter Spannung erwartet und wanderten von Zelle zu Zelle, denn da die Friedensbedingungen mit dem Paragraphen der Freigabe aller Verschleppten schon bekannt geworden waren, lag uns nur der Wunsch baldigen Friedensschlusses im Sinn. Die Kameraden in meiner Zelle hatten sich aus den steifen Deckeln ihrer Zigarettenschachteln ein Kartenspiel angefertigt, das sich als Muster ihres Hausfleißes durchaus sehen lassen konnte und kamen so besser über die Leere der Stunden hinweg, als jene, die aus angeborener Talentlosigkeit es darin zu keiner Fertigkeit gebracht hatten und denen deshalb nichts anderes übrig blieb, als ihrer Seele schöne weiße Engelsflügel anzuschnallen und ein bißchen über Zeit und Raum ins Graue oder Blaue hinauszufliegen.

Mit den Bewohnern der Nachbarzelle hatten wir, bereits gewiegte Verbrecher, eine gute Verbindung entdeckt: durch ein Rohr der unbenutzten Zentralheizung ließ sich's gut mündlich verkehren und die Chancen des Friedens, das Für und Wider, bereden. Es gab auch allerlei Idyllen, als großes Reinmachen, Wäschewaschen und schließlich gar eine Geburtstagsfeier in eigener Zelle mit schriftlichen Glückwünschen in Vers und Prosa aus dem benachbarten Isolierstübchen und einer frommen Stiftung unsererseits: das Geburtstagskind erhielt die ganze Portion des Mittagsbreis. Ungeteilt und ungeschmälert. Aber im allgemeinen war die Stimmung doch arg herabgedrückt, und auch unser äußerer Mensch nahm immer mehr und mehr das Aussehen eines Strolchs und Vagabunden an. Schlecht ernährt und schlecht gewaschen, unrasiert, in sehr mangelhafter Wäsche und reduzierter Kleidung näherten wir uns merklich dem Verbrechertypus.

Endlich, Sonntag, den 10. März, wurde uns am Nachmittage offiziell anbefohlen, um 7 Uhr morgens des nächsten

Tages reisefertig zu sein: es ginge nach Moskau. Wir brachten eine unruhige Nacht zu. Was war, kannten wir, aber was nun kommen sollte, lag in Ungewißheit und in Dunkelheit vor uns. Pünktlich waren wir am Morgen um die angegebene Stunde auf den Beinen, wurden im Korridor aufgestellt, wieder und immer wieder von neuem gezählt, ein jeder erhielt von den regierenden Herren drei Rubel Zehrgeld, und dann hieß es: „Antreten." Dasselbe entsetzliche Spießrutenlaufen unter den Blicken neugierig Zusammengelaufener durch die ganze Stadt, von einer Schar Gardisten — heute waren es Russen — eskortiert, gelangten wir nach mehr als halbstündigem Gang zum Bahnhof, wo wir nach langem Warten und Herumstehen endlich ermüdet und abgehetzt in schmutzige, völlig leere Viehwagen hinein mußten.

Zwei Tage und zwei Nächte waren wir unterwegs, und diese beiden Nächte waren mithin die entsetzlichsten, die wir durchzuhalten hatten. Auf einer der Stationen, bald hinter Staraja Russ, war es gelungen Planken und zugeschnittene Bretter aufzufinden, mit deren Hilfe es gelang, an jedem Ende des Wagens in zwei Etagen Pritschen zu bauen, wo wir uns Schlafstellen herrichteten. Die Mitte des Wagens war den Wachen vorbehalten, gutmütigen Menschen, die jedoch in ihren dünnen Soldatenmänteln gar arg von der Kälte, die tüchtig anstieg, zu leiden hatten.

Die hatten nun irgendwo alte schadhafte, kleine Blechöfen ergattert, die in die Wagen gestellt und geheizt wurden, ohne daß man für den Rauch genügend Abzug beschaffen konnte. Der beißende, schwarze Rauch stieg nach oben, beizte die Augen, kroch in die Nase, reizte zum Husten und brachte uns manchmal wahrhaftig dem Ersticken nah. Die Soldateska spürte davon nicht viel, sie saß unten um die Rotglut, briet sich ihren Speck und heizte erbarmungslos darauf los, ohne

sich viel um die Bewohner der höheren Regionen zu kümmern. Wurde nun unser Jammern, Stöhnen, Bellen, Prusten und Husten gar zu arg, so riß man die Klappluken und die Schiebetür auf, und die eiskalte Nachtluft strömte scharf und schneidend in den überhitzten Innenraum. Es war in der Tat furchtbar, und es kam mir vor, als wären wir in einen der Höllenringe Dantes hinabgefahren. Vollends arg wurde es, als in der kommenden Nacht die Heizung sich noch vereinfachte: man legte ein paar dicke Bohlen auf die Diele des freien Mittelraumes, nachdem man das Oefchen zur Tür hinausgeworfen hatte, und unterhielt auf ihnen ein offenes Feuer. Zum erstickenden Rauch kam nun noch die Furcht, in Flammen aufzugehen.

Endlich näherten wir uns Moskau. Im Frühlicht glänzte es mit seinen Zinnen und Kuppeln, wir rollten in den Bahnhof, wurden ausgeladen, in den Warteraum der dritten Klasse geleitet und dort wies man uns eine Ecke zum Aufenthalt an.

Unsere Begleiter kümmerten sich nicht gar zu viel um uns, gestatteten uns eine gewisse Bewegungsfreiheit und schienen nicht recht zu wissen, was sie mit uns beginnen und wohin sie uns bringen sollten. Es machten sich ein paar von ihnen auf, um in die Stadt zu gehen und beim Iskolat anzufragen, was nun werden solle?

Schon von Staraja Russ aus hatten einige der lettischen Herren Briefe nach Moskau abgeschickt und dort lebende Freunde von unserer Notlage in Kenntnis gesetzt, und eine mutige und energische junge Dame aus Rujen, eine Verwandte des Inspektors der dortigen Handelsschule, der mit unter den Arretierten war, war den aus Rujen Verhafteten nachgereist, hatte ihre Spur gefunden und begleitete von Staraja Russ aus unsere Gesellschaft. In Moskau ange-

kommen, hatte sie gleich alle möglichen Schritte getan, um die dortige lettische Intelligenz für die Ihrigen zu interessieren, und durch sie war es auch gelungen, Herrn Rechtsanwalt Karl Purring, ein Smiltensches Kind, mit der Sachlage bekannt zu machen. Und damit war unsere Sache in die besten Hände gelegt worden. Mit großer Selbstlosigkeit und Hingebung und mit unermüdlichem Eifer widmete er sich der Aufgabe, uns die Freiheit wieder zu verschaffen, und seinen unabläßigen Bemühungen ist es denn auch nach zweiwöchentlicher Arbeit gelungen, uns den Klauen des Iskolat zu entreißen. Auch an dieser Stelle sei ihm noch herzlich dafür Dank gesagt. Paragraph sechs des Friedensvertrages wäre uns ja allerdings auch so wie so zugute gekommen, aber ohne seine tätige Hilfe hätten wir auf die Anwendung dieses Paragraphen noch viel länger warten müssen.

Auf dem Bahnhof erschienen denn auch bald nach unserer Ankunft verschiedene lettische Damen, die Lebensmittel verteilten und den Bedürftigen auch mit Geldsummen aushalfen.

Jene uns eingeräumte Bewegungsfreiheit wurde von fünf Herren benutzt, indem sie gingen und nicht wiederkamen!

Ohne sich darob besonders zu erregen, stellten unsere Wachen diese Tatsache fest, und später erzählte man sich gar, es hätte einer aus ihnen phlegmatisch geäußert: „Ach, mögen sie durchbrennen, wir werden ihnen nicht nachlaufen". Diese fünf Herren, die nach dem Sprüchlein „Nimm der guten Stunde wahr, denn sie kommt so selten", den günstigen Moment ausgenutzt hatten, stammten aus Smilten und Umgegend, und haben alle nach einigen Irrfahrten ihre häuslichen Penaten unangefochten und glücklich erreicht.

Gegen Abend erschienen ein paar Mitglieder unseres zuständigen Tribunals mit der nötigen Menge roter Gardisten, alles Letten. Sie taten sehr ungehalten, als sie beim Durch-

zählen der Häupter ihrer Lieben die betrübliche Wahrnehmung machen mußten, daß so und so viele durch ihre Abwesenheit glänzten und überschütteten die russischen Kollegen mit Vorwürfen. Mit philosophischer Ruhe und einem Achselzucken wurden diese Ausstellungen hingenommen, wir aber wurden von den Erbosten schnell in einen engen Winkel zusammen getrieben und eine Barrikade von Bänken und Stühlen um uns gebaut. Darauf begann man uns namentlich aufzurufen, zählte und verzählte sich immer wieder, so daß dies Additionsexempel kein Ende nehmen wollte, stellte uns abermals immer zu vieren auf, und nun wurde das arme Trüppchen unter strenger Bewachung in das etwa fünf Kilometer vom Bahnhof entfernte berüchtigte Gefängnis Butyrka, den Sammelpunkt für die nach Sibirien Verschickten, getrieben. Den Kranken, Alten und Schwachen wurde gütigst gestattet, nachdem sie die Fußtour verweigerten, sich einen Fuhrmann bis dorthin zu nehmen. Auf den Straßen nahm man nicht viel Notiz von uns. Die Moskowiter mochten solcher Züge gewohnt sein, und in langsamem Tempo rückten wir unserem Ziel entgegen. Von unseren bewaffneten Begleitern wurde ein paar Mal die teilnahmsvolle Frage gestellt, ob nicht auch „Deutsche" unter uns wären? Die könnten gleich umgebracht werden.

Aus allen Winkeln und Ecken der großen Stadt kroch der Abend, und die Straßenlaternen brannten, als wir vor dem dunklen Tor eines weitläufigen Gebäudekomplexes hielten. Hohe Mauern umgrenzten ihn, die Kuppel einer Kirche ragte sogar hervor und das Ganze sah aus wie ein Städtchen des Mittelalters. Wieviel gebrochenes Leben, wieviel zermarterte Herzen mochten diese Schwelle überschritten haben! Ueberall mahnte es an Tränen und Blut, an Grausamkeit und Ungerechtigkeit. Auch hier kamen wir zuerst in eine geräumige Halle, in der ein Beamter saß. Wir wurden notiert und

gebucht und uns freigestellt, etwa vorhandene Reichtümer der Gefängnisverwaltung zur Aufbewahrung zu übergeben oder sie bei sich zu behalten. Die meisten entschieden sich für das letztere. Dann klirrten Schlüssel, wir wurden über einen verschneiten Hof geführt, treppauf und treppab, über Korridore und Gänge, die mit feuchtklebrigem Schmutz bedeckt waren, und kamen endlich in ein großes, durch mächtige Pfeiler gestütztes Zimmer, das durch zwei winzige an der Decke befindliche elektrische Lämpchen nur matt erhellt war. Eine Aufschrift besagte, es sei der für die zur Weiterbeförderung der Verbrecher bestimmte Raum. An den Wänden zogen sich durch jahrelangen Gebrauch blankgescheuerte Pritschen hin, unter denen Haufen von stinkendem Unrat lagerten, die Diele war schwarz und unsauber und durch ein paar zerbrochene, notdürftig mit Lumpen verstopfte Fensterscheiben pfiff der Nachtwind herein. Dazu war der Raum feucht und kalt. Und dann wurden wir natürlich wieder gezählt. Das Fazit war: 48 Männer, und zwar aus allen möglichen Berufsklassen, vom simpeln Schwarzarbeiter bis zum wohlhabenden Kaufmann, Gutsbesitzer, Pastor und Oberbauernrichter, und mehrere Frauen, die gesondert untergebracht wurden. Was nun folgte, war eintöniges Gefängnisleben. Seine Ordnung, seine Vorschriften unterschieden sich kaum von den bereits geschilderten in Staraja Russ. Nur war hier eine große Gesellschaft beisammen, und es bewährte sich auch hier jenes alte Wahrwort: „Geteiltes Leid ist halbes Leid".

Morgens, nach dem Erwachen, pflegte man sich in Ermangelung eines Besseren seine Träume zu erzählen, und war befriedigt, wenn in solchen Dingen erfahrene Kräfte günstige Vorzeichen für die nahe Zukunft aus ihnen herauslesen konnten. Dann wurde man zum Waschen kommandiert. Dieser Waschraum war eiskalt, grenzte an den Abort, der nur

sehr wenig sauberer als der bereits kennen gelernte war, und es erforderte einige Uebung mit diesen über der Waschrinne befindlichen Wasserquellen, die selbstverständlich nur zum Teil funktionierten und heimtückisch sprudelten, so umzugehn, daß man nicht über und über naß wurde. Zwischen sieben und acht Uhr kam das große Gefäß mit kochendem Wasser für den Morgentee, und an seinem Kran wurde die übliche Reihenfolge eingehalten. Wer zuerst kam, mahlte zuerst und wer nicht im Besitz einer Teekanne war, dem sprudelte aus der nachbarlichen das erquickende Naß entgegen. Voll Dankbarkeit gedenke ich der Rujenschen Herrn, vor allem Herrn Oskar Freymanns, auf dessen Kännchen der Segen jenes geweihten Oelkrügleins zu ruhen schien und dem die Schinkenbrote und Käsestullen für seine darbenden Mitmenschen so locker im Handgelenk saßen, das er fast selber unter die scharfen Zinken der Hungerharke geraten wäre. Die Gefängniskost war, bis auf das Brot, miserabel. Wenn die guten Freunde aus der Stadt nicht hilfreich beigesprungen wären und man nicht selber allerlei hätte kaufen können, wäre so manche Rundung und so manches Bäuchlein noch mehr in sich zusammengesunken, als es schon an und für sich der Fall war.

Kein Wunder daß in den Räumen dieses überfüllten Gefängnisses das Gespenst des Hungertyphus umherging und täglich seine Opfer forderte. Zeitungen durften wir uns holen lassen, sie wurden mit Ungeduld erwartet, mit Ungeduld gelesen und die Aussichten für den Friedensschluß, der noch immer auf sich warten ließ, eifrig hin und her besprochen. Der Langeweile suchte man durch mancherlei Mittel Herr zu werden. Das eine selbstfabrizierte Kartenspiel hatte Schule gemacht, außerdem gab es kunstvoll in die Pritschen hineingeschnittene Schachbretter und Mühlchenspiele, die eifrig benutzt wurden, man schrieb Tagebücher, und ich vermute, daß es

sogar Lyriker gab, die sich zur Ader ließen. Außerdem verfügte der Raum über eine üppige Wandmalerei, aus der es sich erkennen ließ, daß deutsche Kriegsgefangene hier in wechselnden Schichten untergebracht gewesen waren, die wohl an das Sprüchlein des alten ehrlichen Hans Sachs gedacht haben mochten:

„Zum anderen verscheuchet die Malerei
Uns der Einsamkeit Tochter, die Melancholei".

Sie hatten sich aber auch in Vers und Prosa versucht, und man sah aus ihnen, daß die Gefängnisverwaltung kein Deutsch verstand, sonst hätte sie vermutlich die frommen Segenswünsche und launigen Sprüche, die hier an ihre Adresse gerichtet waren, mit weißer Malertünche überpinseln lassen.

Ach, aber diese Stoßseufzer und Flüche an den Wänden entsprachen so ganz unseren eigenen Gemütszuständen. Vom Schlafen auf den harten Brettern begann einem der ganze Körper weh zu tun, die Wanzen, die nachts in großen Scharen aus ihren Schlupfwinkeln krochen, plagten uns wehrlose Opfer auf das empfindlichste und doch war die Wanze noch ein Aristokrat im Vergleich zu jenem grauen, erbärmlichen Insekt, das auch seinen Einzug zu halten begann. Man kam sich ganz geschändet und verlumpt vor, als man den ersten Eindringling auf seinen Kleidern fand . . . Und dann der Gestank, der vom Boden unter den Pritschen und aus dem riesigen Spann mit Unrat in die Höhe stieg und fast Vergiftungserscheinungen hervorrief! Oft floh einen der Schlaf, zumal von den achtundvierzig Schläfern mindestens vierzig Schnarchkünstler waren. Wie gut, daß mein Nachbar zur Linken einen ausgiebigen Vorrat an Optimismus besaß und ich bei ihm dann und wann eine tüchtige Anleihe machen konnte, für die ich ihm noch heute herzlich dankbar bin.

Eine freudig begrüßte Unterbrechung im grauen Einerlei unserer Tage war es, wenn wir unten am Sprechgitter an den Besuchstagen einen Bekannten empfangen durften. Allerdings war die Konversation mit einigen Schwierigkeiten verknüpft, und es gehörten gute Lungen dazu, denn es standen sich oft dreißig und mehr Leute in den durch einen breiten Gang getrennten Gittern gegenüber, die alle auf einmal sprachen. Man suchte einander einfach zu überschreien und oft schwoll das Getöse zu solcher Stärke an, daß man einander ratlos und hilflos gegenüberstand und zur Zeichensprache seine Zuflucht nehmen mußte.

Wenn die Sonne im Sinken war, fiel sie rotglühend in unseren nackten, kahlen Gefängnisraum, und alles wurde licht und hell in ihm und weckte schwermütiges Erinnern an andere Sonnenuntergänge. Von der Nordspitze Helgolands hatte ich sie in goldumsäumter Wolkengewandung in die wogenden Fluten tauchen gesehen, und in Rom war ich abends meist pünktlich zum Wunder des Sonnenuntergangs auf den Monte Pincio gewandert, und es war, als müßte man das Fernste greifen, als weitete sich das Nächste. Hinter der Kuppel von St. Peter pflegte Frau Sonne meist zu Bett zu gehen und wenn sie sank, umgab sie die Kuppel mit goldenem Heiligenschein und die weißen und rosigen Wölkchen umwehten sie wie Engelsflügel. Man stand und stand, wußte: die Sonne sinkt, und konnte es doch nicht glauben, daß nun die Nacht kommt und alles Schöne verhüllen und in ihr Dunkel begraben würde.

„Die selig große Schwermut fühl ich, Rom zu sehn.
Denn hier ist dreimal ewig das Vergänglichste. . . ."

Unterdessen hatten Rechtsanwalt Purring und viele andere draußen unablässig für unsere Freilassung gearbeitet.

Der Friede war abgeschlossen worden und der Paragraph sechs gab ihm, Herrn Purring, festen Boden unter den Füßen, die sich noch immer sträubenden Herren vom Iskolat zur Herausgabe der widerrechtlich Arretierten zu zwingen. Unablässig hat er ihnen auf dem Nacken gesessen und ist von Tchitscherin, dem Kommissar des Inneren, zu Karachan, dem Kommissar des Aeußeren, in unserer Angelegenheit gelaufen. Auch an das Moskauer schwedische Konsulat hatte man sich gewandt, das aber jede aktive Hilfe mit der Motivierung, die Angelegenheit unterstände nicht ihrer Kompetenz, abgelehnt hatte. Dagegen hieß es, das Petersburger schwedische Konsulat hätte sich unseretwegen nach Berlin gewandt, und es sei auch von dort ein Druck auf Moskau ausgeübt worden. Aber die Legendenbildung trieb üppige Blüten, und wir wagten kaum zu lächeln, als eines Tages eins unserer Bäuerlein freudestrahlend vom Sprechgitter wiederkam und uns im Brustton der Ueberzeugung die Mitteilung, die es eben aus „sicherer" Quelle erhalten hatte, machte, Kaiser Wilhelm hätte Hindenburg telegraphiert, sofort unsere Freilassung zu erwirken!

Wie dem nun auch war, das Barometer unserer Stimmung stieg und fiel nach solch jeweiligen Mitteilungen, denn unsere Lage wurde mit jedem Tage drückender und unerträglicher. Kleider und Schuhe fingen an die Vergänglichkeit alles Irdischen zu demonstrieren, an Wäsche mangelte es trotz freundlicher Hilfe und bei den märchenhaften Preisen, die man daran wenden mußte, um den rebellierenden Magen bei guter Stimmung zu erhalten, schmolzen eigene und geliehene Gelder wie Märzenschnee in der Sonne.

So sahen wir denn mit großer Spannung den wiederholt angekündigten und wiederholt aufgeschobenen Gerichtssitzungen des Iskolat entgegen, denen wir vorgeführt werden sollten

und wo nun in aller Form des Rechts über uns abgeurteilt werden sollte. Endlich kam auch der große Tag oder vielmehr: die großen Tage, denn diese Komödien fanden an mehreren Tagen auf dem Korridor des Gefängnisses statt, und wenn ich heute an sie zurückdenke, kann ich mich des Lachens nicht erwehren.

Es erschienen ein oder zwei junge Herren mit unendlich wichtiger Amtsmiene und unendlich großen Ledermappen unter dem Arm, die den Eindruck machten, als lägen die Geschicke der Welt zwischen ihren Deckeln.

Namentlich der eine von ihnen, der mit der hohen Lammfellmütze und langen Haaren, sah aus wie ein Nußhäher im Brautkleide, in dem schwarzen Ministerportefeuille lagerten ein paar Blättchen kümmerlichen weißen Papiers, als wollten sie den Mangel an gewalkten Lumpen andeuten. An ungewalkten fehlte es ja leider nicht.

Wie jene schöne Sultanstochter, die ihren Achmed ausfragte: „Deinen Namen will ich wissen, deine Herkunft, deine Sippschaft," mußten wir zuerst mit den Personalien herausrücken. Deutsche Abstammung schien einen bedauernswerten, die Verfehlung erschwerenden Eindruck zu machen. Dann folgte die Frage nach der Parteizugehörigkeit und hierauf mit einem Seufzen: „Sie sind der Konterrevolution angeklagt. Es ist möglich, daß Sie gegen eine Kaution oder einen Kaventen frei gelassen werden. Wohin würden Sie sich in dem Fall wenden?" Auf die meist prompt und ohne weitere Ueberlegung abgegebene Antwort: „Nach Hause. An meinen früheren Wohnort," erneutes Seufzen mit verstärktem Kopfschütteln: „Das ist nicht möglich. Sie werden sich für die Dauer mehrerer Jahre verpflichten müssen außerhalb der Ostseeprovinzen zu leben und das durch ihre Unterschrift bestätigen."

Die Dauer des Exils wechselte von sechs Monaten bis zu zehn Jahren. Dann machte die verkörperte Gerechtigkeit ein paar mysteriöse Zeichen mit ihrer Bleifeder auf dem vor ihr liegenden ungeschriebenen Aktenmaterial und entließ uns. Mehr als vier Angeklagte wurden auf einmal nicht vorgeführt. Die Amtssprache war die lettische.

So kam Dienstag der 26. März heran. Ich entsinne mich seiner als eines bitterlich kalten Tages, an dem die Sonne vergeblich durch die dick befrorenen Scheiben Eingang zu uns suchte, als ich nach unten beordert wurde. Es war keiner der offiziellen Besuchstage, und man durfte an solchen Tagen seinen Besuch in Gegenwart eines sich meist diskret außer Hörweite zurückziehenden Beamten empfangen. Im Speisezimmer erwartete mich Karl Purrin, — unsere Verbindungen reichten lange zurück, ich hatte ihm in seiner Knabenzeit Unterricht im Deutschen gegeben — um mir mit erfreutem Gesicht mitzuteilen, die Sache hätte nun endlich ein erfreuliches Resultat ergeben, wir würden morgen, wenn auch nicht alle gleichzeitig an einem Tage, so doch an schnell aufeinander folgenden Tagen, in Freiheit gesetzt; der Iskolat scheine seine Rolle bereits ausgespielt zu haben, und er wolle morgen wieder rechtzeitig zur Stelle sein, um mich zu sich zu geleiten, wo ich so lange bleiben müsse, bis die Frage: „Wie fährt sich's am besten nach Hause?" geordnet sei. So geschah es. Und ich kann nicht besser schließen, als mit jenen Worten, die ich so oder ähnlich mal irgendwo gelesen habe: „Unseres Herrgotts Wege sind wunderlich. Der Mensch soll nicht gleich auf den Weg schelten, wenn er auch ein bißchen mit Dornen und Disteln bewachsen ist. Wer weiß, was dahinter liegt?"

Ein Spruch aus dem Talmud drückt's übrigens noch kürzer aus und der lautet: „Es ist alles auch zum Guten."

* * *

Nun noch das Tüpfelchen auf dem J: Mittwoch am 27. März, um drei Uhr nachmittags, erhielten elf meiner Mitgenossen und ich die Freiheit wieder, wir wurden von Freunden und Bekannten in den Geschäftsräumen der Gefängnisverwaltung empfangen, und als sich Türen und Tore hinter uns schlossen, hütete sich jeder weislich, ein „Auf Wiedersehen" zu sagen. Die noch zurückgebliebenen Kameraden folgten uns in ähnlichen kleinen Gruppen an den darauf folgenden Tagen, und am Sonnabend waren alle auf freiem Fuße. Man eilte, seinen äußeren Menschen einer Metamorphose zu unterziehen und strebte nach „Europens übertünchter" Kultur, was denn auch so gut gelang, daß man sich beim nächsten Zusammentreffen allerlei Komplimente über die Veränderung zum Besseren sagen konnte. Die Verhandlungen mit Tschitscherin, Karachan und Genossen wurden von Herrn Rechtsanwalt Purrin noch immer weiter geführt, denn es handelte sich nicht nur darum, von den derweiligen Machthabern die nötigen Freibriefe zum ungehinderten Passieren der von roten Gardisten bewachten Rückwege zu erhalten, sondern ihnen auch, wenn möglich, einen Waggon zu entwinden, der uns sicher bis an die deutsche Grenze, und zwar möglichst direkt, brächte.

Aus letzterem wurde nun allerdings, trotz anfänglicher Zusicherung, nichts, aber Montag am 1. April hielten wir doch folgende Papiere in Händen: einen für die ganze Gesellschaft ausgestellten, von beiden Kommissaren Rußlands unterzeichneten, mit dem Staatssiegel versehenen Erlaubnisschein zur ungehinderten Heimkehr nach Livland, und endlich noch einen zweiten, für jeden einzelnen von den Herren des Iskolat ausgegebenen Freipaß, nach dem, dem Konterrevolutionär So und So die Rückfahrt in die Heimat gestattet sei. Da nach den an verschiedenen Orten eingezogenen

Erkundigungen der empfehlenswerteste Heimweg, der über Sjebesch, Reschiza und Pleskau nach Walk sei, so fand sich Dienstag abends das ganze Häuflein der Verschleppten auf dem Windauer Bahnhof ein und konnte mit einem Seufzer der Erleichterung noch von denen Abschied nehmen, die uns das Geleit bis hierher gegeben hatten. Am nächsten Morgen erreichten wir die Station Sjebesch, nachdem wir unterwegs noch auf Waffen untersucht worden waren. Hier begann die neutrale Zone, die bei Rosanowskaja aufhörte und etwa 30—35 Kilometer betrug. Es war ein schöner, warmer Vorfrühlingstag, als wir in Sjebesch hielten. Der Schnee schmolz, an allen Ecken und Kanten rieselte und gluckste es von extemporierten Bächlein, der Himmel blaute, und eine leuchtende Sonne ging dem ankommenden Frühling munter entgegen. Kein Wunder, daß auch unsere Stimmung die beste war. Doch wurde ihr gleich ein kleiner Dämpfer aufgesetzt, denn die roten Gardisten, die unsere Gepäckstücke zu revidieren hatten, sahen uns mit scheelen Blicken an.

Wir hörten etwas wie von „Hilfstruppen der baltischen Barone", von „Man arretiert sie am besten" usw. und nur dem energischen Auftreten unseres „Geschäftsbevollmächtigten" dem Kommandanten gegenüber, der auf seinen von den Moskauer Autoritäten unterzeichneten Schein, wie Shylock auf den seinen, pochte, gelang es, neue Verdrießlichkeiten abzuwenden, zudem hatten die Herren alle Hände voll zu tun. Die kleine Station war überfüllt von Rückwanderern, denen unbarmherzig alle Vorräte an Fleisch, Mehl, Tee und dergleichen abgenommen wurden. Auf dem Hof war eine große Anzahl von Fuhrgelegenheiten versammelt, Schlitten und Wagen, und es entwickelte sich bald ein reges Treiben von Angebot und Nachfrage. Die schlauen Bauern wußten ihre Schafe wacker zu scheren und waren in ihren Anforderungen

nicht schüchtern. Unter 25 Rbl. wollte niemand bis Rosanowskaja fahren, und diesen Preis wußten sie während der Fahrt mit vielen Achs und Wehs noch in die Höh zu schrauben. Wir kamen überein, die Landstraße, auf der die rote Garde ihr schreckhaftes Wesen trieb, zu meiden, einen etwas längeren Landweg einzuschlagen und möglichst beisammen zu bleiben, weil der Moskauer Passierschein für die ganze Gesellschaft ausgestellt war. Die vom Iskolat erhaltenen Uriasbriefe, auf denen wir so schlankweg als Konterrevolutionäre, die man nur der Not und dem ärgerlichen Punkt sechs des Friedensvertrages gehorchend, freigegeben hatte, hätten uns leicht vom Regen in die Traufe bringen können und daher war beschlossen worden, von ihnen keinen Gebrauch zu machen.

Unsere Karawane bestand aus zwölf Schlitten und drei Wagen, und so brachen wir denn, teils fahrend, teils neben den Fuhrwerken und ihren meist elenden Pferdchen einhergehend, um etwa elf Uhr auf. Wer russische Landwege kennt, weiß, was das zu bedeuten hat. Wo sie vorhanden sind, sind sie immer schrecklich, zumal noch zur Zeit der Schneeschmelze, da sie aber meist überhaupt nicht da sind und die Rosselenker sich ihrem „dunklen Drange" überlassen, steigern sich ihre Schrecken zu ungeahnter Höhe. Wir sollten es bald spüren. Schon nach kurzer Fahrt merkten wir, daß unsere drei Wagen mit den Schlitten nicht gleichen Schritt halten konnten, und als nun noch sogar ein Rad aus dem Leim ging und uns zu einem halbstündigen Aufenthalt zwang, waren sie bald aus unserem Gesichtskreise entschwunden und wir „allein auf weiter Flur".

Die anfänglich gute Laune sank. Unsere Kutscher machten ganz den Eindruck, als wüßten sie um die Landwege nicht rechten Bescheid, und was sollte aus uns werden, wenn wir ohne genügende Legitimation einem Schwarm umher-

vagabondierender Gardisten, von deren Taten und Untaten man sich gerade in dieser Gegend soviel des Gruseligen zu erzählen wußte, in die Hände fielen? In dem aufgeweichten Erdreich versanken unsere Wägelchen ebenso wie in dem mit ihm wechselnden haushohen Schnee, und es ging nur sehr langsam vorwärts. So kamen wir an ein, wie es schien, verlassenes, halb verfallenes Gut, das ausgestorben und einsam in der Mittagssonne dalag; ein paar Katzen sonnten sich schläfrig und liefen in großen Sprüngen davon, als unsere trübselige kleine Karawane den Hof durchquerte. Wer beschreibt aber unseren Schreck: kaum hatten wir die Mitte des Hofplatzes erreicht, als sich aus allen Fenstern, Luken und Öffnungen Soldaten hinausbeugten und aus der Tür ein junger Offizier auf uns zutrat, um sich die fahrende Gesellschaft näher anzuschauen .... Da hatten wir das Gefürchtete! Wir sahen uns schon aufs neue arretiert und der Willkür und Barbarei preisgegeben .... Der Offizier war ein Pole, stammte aus der Dünaburgschen Gegend, hörte uns an und schien das Herz auf dem rechten Fleck zu haben, denn er gewährte in Gnaden die Erlaubnis zur Weiterfahrt und beschrieb uns überdies den einzuschlagenden Weg. Eine Zentnerlast fiel uns allen vom Herzen, wir atmeten erleichtert auf, und nun ging es wieder vorwärts, innerlich erbost auf unsere leichtfüßige Schlittengesellschaft, die uns so dem ungewissen Schicksal und seinen bösen Zufällen preisgegeben hatte.

Es waren wirkliche Schleichwege, die nun weiter verfolgt wurden, und es gehörte eine ausgedehnte Ortskenntnis dazu, um sich in diesem Wirrsal von Wäldern, Morästen und Heideflächen zurechtzufinden. Wir fuhren über überschwemmte Wiesen, über Felder, die weich und aufgetaut jedem Schritt nachgaben, durch rauschende, kleine Bäche, über gefrorene Moore und passierten verschneite Wälder, in deren

Schneemengen die Wagen bei jedem Schritt umzufallen und zu zerbrechen drohten.

Ein heiteres Abendrot färbte den Himmel verheißungsvoll rosig, als unser Rosselenker, wie einst die Vetturine, die beim Auftauchen der Peterskuppel sie mit einem „Ecco Roma" begrüßten, seine Peitsche hob und stolz auf einen Kirchturm weisend, sagte: „Wot Rosanowskaja".

Etwa zwei Werst davor, auf einer Wiese, wo bereits die leeren Schlitten unserer abhandengekommenen Reisegefährten rasteten, machte er halt und erklärte, nicht weiter zu fahren.

Wir mußten aussteigen, und nachdem zu den ausbedungenen 25 Rubeln noch weitere 25 hinzugelegt waren, griff ein jeder nach seinem Gepäck, belud sich damit, um das Wegrestchen zu Fuß zurückzulegen. Der vor Rosanowskaja vorgelagerte breite Fluß, den bereits eine Wasserschichte deckte, trug eine schon mürbe Eisdecke, die bei jedem Schritt verdächtig krachte und knackte. Aber niemand achtete dessen, denn am anderen Ufer stand breitspurig ihr Pfeifchen rauchend und grüßend herüberwinkend ein Häuflein deutscher Soldaten, für uns in diesem Augenblick Rettung, Ordnung und Gerechtigkeit bedeutend. Einzelnen aus unserer Mitte rannen die Tränen über die Wangen, als sie ihnen in wortlosem Dank die Hände entgegenstreckten. Hinter uns im Nebel versank die uns angetane Schmach, Grausamkeit und Ungerechtigkeit, wenngleich mancher von uns die erduldeten seelischen und physischen Qualen noch lange an seinem Körper spüren wird.

In Rosanowskaja blieben wir zur Nacht, am nächsten Morgen schickte uns die deutsche Behörde nach Reschiza, wo wir etwa acht Tage im Flüchtlingslager untergebracht wurden, bis sich die nötigen Wagen zur Heimfahrt über Pleskau nach Walk fanden. In diesem Lager war eine bunte

Gesellschaft zusammengewürfelt, deren Studium nicht uninteressant war. Täglich trafen neue Flüchtlinge und Rückwanderer ein, und nicht alle hatten den Weg durch die neutrale Zone so ungefährdet zurückgelegt, wie wir: viele, die die Landstraße benutzt hatten, waren von der roten Garde völlig ausgeraubt worden, einzelne getötet.

Es erübrigt nur noch dem liebenswürdigen Leutnant Johst in Reschiza für sein Bemühen um unser Wohl einen herzlichen Dank zu sagen und ebenso dem gastfreien Ehepaar Grünberg, in dessen schöner Apotheke ich bei einer Tasse langentbehrten Kaffees manche Stunde aufs angenehmste verplaudern durfte.

Mittwoch, am 10. April um vier Uhr morgens konnten wir in Begleitung zweier Feldgrauen die Heimfahrt antreten und zu den rollenden Rädern mochte wohl mancher bei sich leise gesprochen haben:

„Jetzt schnaube nur Dampf und brause!
Jetzt rolle nur Rad und sause!
Es geht nach Hause, nach Hause!"

LATVIJAS PSR ZINĀTŅU AKADEMIJA * BIBLIOTĒKA * FUNDAMENTĀLĀ

Verzeichnis der Arretierten,
die sich am 21. Februar 1918 in der Walkschen Kirche befanden.

Die aus Smilten dorthin Geführten:

Peter Strahl, Hausbesitzer aus Smilten, 63 Jahre.
David Rodeew, „ „ „ 50 Jahre.
Karl Rodeew, Flüchtling aus Windau, 48 Jahre.
Johann Blumenthal, Kaufmann aus Smilten.
Jakob Mednis, Arbeiter aus Smilten, 46 Jahre.
Peter Müller, Kaufmann aus Smilten, 56 Jahre.
Adolf Makowsky, Arrendator aus Neu-Smilten, 42 Jahre.
Eugenie Makowsky, dessen Frau aus Neu-Smilten, 25 Jahre.
Peter Karlson, Oberbauernrichter aus Smilten, 62 Jahre.
Eugen Bergmann, Apotheker aus Smilten, 60 Jahre.
Peter Pelz, Gesindewirt aus Smilten.
Johann Ringmann aus Smilten.
Eduard Wihkel aus Smilten.
Karl Mednis aus Smilten.
David Reinthal, Drogenhändler aus Smilten.
Robert Bole, Junker aus Smilten, 24 Jahre.
W. Puschino, Verwalter aus Ronneburg.
Dorothea Seewald aus Ronneburg, 70 Jahre.
Jakob Häcker, Besitzer von Mehrhof.
Pastor Adam Jände aus Ronneburg.
Apotheker Ed. Tusch „ „ 42 Jahre.
Alexander Schmeil aus Kurland, besuchsweise in Ronneburg, Förster, 32 Jahre,

Aus Marienburg:

Theodor Lößner, Arrendator aus Beyenhof, 59 Jahre.
Alexandra Lößner, dessen Frau, 52 Jahre.
Helmut Lößner, deren Sohn.
Karl Grünberg, Arrendator aus Neu-Laizen, 55 Jahre.
Frl. Marta Meschul aus Neu-Laizen.
Fritz Ohsol, Verwalter aus Alswig.
Martin Behrsin, 60 Jahre.
Karl Mise, Starost aus Alswig, 56 Jahre.
Jahn Semels, Schmied, 43 Jahre.
Ernst Semel, dessen Sohn, 19 Jahre.
Jahn Ketners, 43 Jahre.
Alexander Banders, 43 Jahre.
Friedr. Wendt, Drogenhändler, 41 Jahre.
Ed. Behrsin, 27 Jahre.
Kristine Luhs, 35 Jahre.
August Malkaln, Arbeiter, 43 Jahre.
Eduard Ohsol, Sattler aus Beyenhof.
Simon Jerums, Buschwächter aus Kollberg, 56 Jahre.
Jahn Schneider aus Hoppenhof, Arbeiter, 49 Jahre.
Eugen Walner, Verwalter aus Adamshof, 39 Jahre.

* * *

Außerdem: ein Ehepaar, das in Karolen zurückblieb,
ein Brüderpaar, das in Anzen entfloh,
zwei ehemalige Urjadniki, die unterwegs entflohen,
ein estnischer Förster, der erschossen wurde.

Aus Wenden:

Alexander v. Bukowsky, Direktor der Papierfabrik Ligat.
Woldemar Teikmann, Rechtsanwalt.
Bernhard Damberg, Offizier.

Russische
Föderativ-Räte-Republik.

Kommissariat f. lettische Volksangelegenheiten beim Volkskommissar f. d. Nationalitäten.

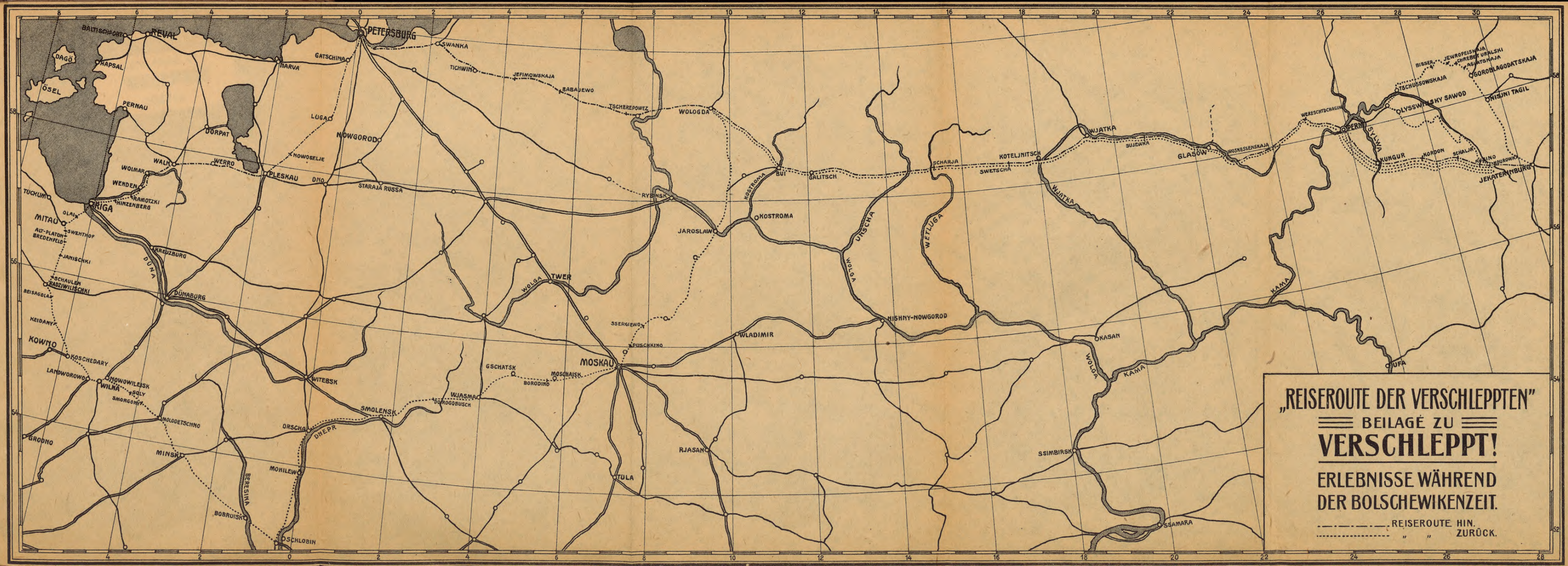
1. April 1918.
№ 45.

Moskau,
Gr. Nikitinsk. 56.

Bescheinigung.

Das Kommissariat für lettische Volksangelegenheiten bescheinigt, daß Vorzeiger dieses, Eugen Bergmann aus Smilten im Gouv. Livland, der im Butyr'schen Gefängnis als Gegenrevolutionär gefangen gehalten wurde, von der Haft befreit ist entsprechend dem Friedensvertrage mit der Deutschen Kaiserlichen Regierung.

Folgen die Unterschriften:



„REISEROUTE DER VERSCHLEPPTEN"

BEILAGE ZU

VERSCHLEPPT!

ERLEBNISSE WÄHREND DER BOLSCHEWIKENZEIT.

-·-·-·-·-·- REISEROUTE HIN.

····· " " ZURÜCK.

LATVIJAS PSR ZINĀTŅU AKADĒMIJAS FUNDAMENTĀLĀ BIBLIOTĒKA
dib. 1524

Latv. Akad. bibl.
135713